

Worte!

Ein neues  
BUCH  
STOOD  
für Zeitgenossen

VERLAG FRANZ EHER UADIF. MÜNCHEN

# KNORKE

## EIN NEUES BUCH ISIDOR FÜR ZEITGENOSSEN

Herausgegeben von Dr. Goebbels  
unter Mitarbeit von Mjölnir, Knipperdolling, Dax,  
Jaromir und Orje

2. Auflage  
6.—8. Tausend

Verlag Franz Eher Nachf. / München

1 9 3 1



<b>I. Motto</b>	7
<b>II. Dr. Goebbels: Signale. Weckrufe vor dem Anbruch</b>	9
1. Wider den Volksfeind	11
2. Die Dreihundert	14
3. Der Jude	16
4. Knorke	19
5. Der Fall Stresemann	21
6. Aufgeregte Bürger	24
7. Der politische Bürger	26
8. Der Spießer	28
9. Alte Ekel	30
10. Peinliche Fragen	32
11. Kistemeyer	34
12. Adolf Hitler	36
<b>III. Mjölneur: Aus unserer Zeichnermappe. Ein politischer Bildstreifen</b>	39
1. Michels Weihnachten	41
2. Kelloggspakt	42
3. Michel, der alte Narr	43
4. Das Geduldspiel	44
5. Der Stedenpferdreier	45
6. Aus unserer Schreckenskammer	46
7. Eine schmierige Rasse	47
8. Die Dummen werden nicht alle	48
9. „Feme“-Prozesse und Logik	49
10. Das Kürbisgehirn von Schleswig-Holstein	50
11. Gummiknüttel gegen Idee	51
12. Ihr zwingt uns nicht!	52
<b>IV. Knipperdolling: Aus der Asphaltwüste. Politische Reherelen</b>	53
1. „Deutschtum“ im Auslande	55
2. Ein Stündchen Geographie	57
3. Musikalische Reparationen	58
4. „Es gibt keinen Mädchenhandel“	59
5. Was kostet ein Leben?	60
6. Von Spießern und Schnaps	61
7. Oh, daß wir tausend Orden hätten!	63
8. Peereboom und — Stresemann	65
9. „Dienst am Volke“	67
10. Um den heißen Brei	69
11. Demokratische Laienpredigt	71
12. „Er brecht mir 's Herz!“	73

<b>V. Dax: Kampf um Berlin. Beiträge zur Zeitgeschichte . . . . .</b>	<b>75</b>
1. Bestien . . . . .	77
2. Studeprozeß . . . . .	79
3. Märkertag in Berlin . . . . .	82
4. Berliner Sonntagspotpourri . . . . .	89
5. Von Drill, Kadavergehorsam und Disziplin . . . . .	94
6. Novembersymphonie . . . . .	98
7. Hitler im Sportpalast . . . . .	102
8. Verbrecherhöhlen in Berlin W . . . . .	105
9. „Schweinsohren“ . . . . .	108
10. Gummiknüppel über Berlin . . . . .	111
11. Weltfeiertag . . . . .	115
 <b>VI. Jaromir: von rosen ein krenzelein. Republikanische Hofgedichte . . .</b>	 <b>119</b>
1. Die richtige Adresse . . . . .	121
2. Herr Stresemann! . . . . .	122
3. Stresemann gegen Zaleski . . . . .	123
4. Urlaub für Deutschland! . . . . .	124
5. Gründliche Arbeit in Genf . . . . .	125
6. Nobelpreis und Sprachlehre . . . . .	126
7. Der Femerichter an die Reichswehr . . . . .	127
8. Beleidigungen . . . . .	128
9. Sozialdemokratische Familienszene . . . . .	129
10. Schlag auf Schlag . . . . .	130
11. Lied der Warenhausjuden . . . . .	131
12. Jonny spielt auf . . . . .	132
 <b>VII. Orje: Stieße, jeh' red' ick! Randbemerkungen eines Respektlosen . .</b>	 <b>133</b>
1. Wir marschieren . . . . .	135
2. Dawes, det sind die Drosch'n von uns . . . . .	136
3. Beinah binick rinjesalln . . . . .	138
4. Die Rettungsmedallje unn det Bad vorn Drosch'n . . . . .	140
5. Erzellenz spricht vor die Jugend . . . . .	141
6. Id hab mir valooßn . . . . .	143
7. Wir pinseln vor die Pinsel . . . . .	145
8. Meine Himmelswanderung . . . . .	147
9. Keene Fahrt ohne Judn . . . . .	149
10. Telefonjespreche . . . . .	151
11. Von Würstch'n zu de Tiggesjenerale . . . . .	153
12. Bleisoldatn unn Pazifismus . . . . .	155



# Wolle

## Knorke

ist zweimal so dufte wie schnafte.  
Dufte ist dufte, schnafte ist schnafte.  
Wenn einer es wissen will, hier kann er's lernen:  
Was Knorke und dufte und schnafte ist!

# *Dr. Jonbblb: Tignorn*

**WECKRUF E VOR DEM ANBRUCH**

**A**ls nach dem 9. November 1918 die sieggewohnten deutschen Heere, dennoch geschlagen und um den Preis ihres Opfermuts betrogen, in die Heimat zurückschluteten, da stand in den Hirnen und Herzen jener grauen Frontsoldaten das Bewußtsein einer neuen Mission und der Wille zum Staat auf. Eine junge Generation, unerzogen in den Taktiken der großen Politik, ohne handwerksmäßige Tradition und nur ausgerüstet mit jenem sicheren Instinktgefühl für Seiendes und werdendes, wurde mit einem Male unvermittelt und wenig vorbereitet vor die elementarste Aufgabe gestellt, die die Geschichte einem Volk, auch und gerade einem geschlagenen Volk, nach Krieg und Zusammenbruch aufgeben kann: den Staat zu formen. Und diese jungen Männer, die vor Ypern und Verdun unerschütterter gestanden waren, versagten davor, mußten davor versagen, da ihre Überzahl in Unkenntnis der treibenden Kräfte und Menschen Frieden schloß mit Mächten, mit denen es keinen Frieden, sondern nur Kampf gibt, bei dem der eine oder der andere zerschmettert am Boden liegen bleibt.

Am Anfang der deutschen Republik stand die Kapitulation, und es war nur folgerichtig, wenn die Männer, die Weimar schufen, auch Versailles unterschrieben. Diese beiden Akte sind nur dem Schein nach zwiefach. Im Wesen sagen und bedeuten sie dasselbe: die Überführung der deutschen Volkshoheit an die wesen- und raumlosen Mächte des Weltgeldes, die sich je nach Bedarf in die Maske des Freundes oder des Feindes kleiden. Weimar gab die Form, Versailles den Inhalt des neuen, sogenannten Staates, der nun auf den Trümmern des großen Krieges errichtet wurde.

Und dabei war die deutsche Lage in jenen schicksalschweren Monaten durchaus nicht so verzweifelt, als es dem oberflächlichen Blick fürs erste scheinen mochte. Wir hatten den Krieg verloren: ein Volk kann und darf einen Krieg verlieren und braucht dabei nicht Schaden zu nehmen an seiner Seele. Was schwerer wog: wir verloren den Umbruch, jenen Revolution genannten Akt der Meuterei, verloren ihn vor uns selbst ganz und bis zum letzten grausamen Ende, das in Versailles sichtbar wurde.

Versailles war ein Kriegsschluß ohne faules und vergiftetes Beiwerk. Rund und nüchtern, ohne Phrase und Vorbehalt wurden wir unter die Knute rachsüchtiger und machthungriger Sieger gezwungen. Und es gab damals niemanden unter uns, der darüber im unklaren blieb. Das war ein Frieden ohne Frieden, ein Kriegsende, das in seinem Schoße Haß, Empörung, Revolution, Krieg barg. Das wußten wir alle: Versailles bedroht unser Leben, Versailles wird von uns zerbrochen, oder wir zerbrechen unter ihm. Quer durch den deutschen Lebenskörper zog sich diese klaffende blutende Wunde, aus der in breitem Strom unser rotes, warmes Volksblut floß. Diese Wunde mußte heilen, oder wir verbluteten daran.



Niemand stand damals auf unter uns und erfand silberne Streifen am Horizont. Keiner sah in Versailles Sanierung und glaubte, dabei einen Weg ins Freie erkennen zu können. Wir waren ein Volk der Verzweiflung, mit schwindendem Blut und siedendem Leib, zum Letzten heranreisend, ein Volk, dem schnell und durchgreifend geholfen werden mußte, oder es ging zugrunde.

Die Soldaten wurden abgelöst von den Staatsmännern, die ihrerseits nur die Kulisse abgeben durften für die gefährlicheren Mächte des Geldes. Der Leidensweg des deutschen Volkes ging von Versailles über Spa, London und Genua, zurück nach London, einen erschütternden Weg der Umformung politischer Versklavung in kommerzielle Fron; und als am 29. August 1924 im „Deutschen Reichstag“ genannten Verpfändungstribunal der weißen Geldprovinz die letzten Reste unserer Souveränität den raumlosen Mächten des Goldes verpfändet wurden um einer Atempause, eines Scheinfriedens, eines Trugserfolges willen, da war jene Entwicklung vollendet, die aus einem Heldenvolk eine Helotenarmee, aus einer Nation von Ehre eine wesen- und wurzellose Gemeinschaft von Profit, Glitter, Armut und Schmach machte.

Versailles war eine blutende Wunde. Dawes-Young ist eine zehrende Schwindsucht. Und es ändert gar nichts an unserer trostlosen Lage, daß diese Versklavungspakte im Guten zu beginnen scheinen; um so sicherer und folgerichtiger werden sie im Bösen enden. Blutende Wunden bindet man ab. Niemand täuscht sich über ihre Gefährlichkeit hinweg. Zehrende Krankheiten kommen meist harmlos und unerkennbar. Sie schleichen sich an ihre Opfer heran wie der Dieb in der Nacht. Der von der Schwindsucht Befallene wird um so eher geneigt sein, sich über die Furchtbarkeit seiner Krankheit hinwegzutäuschen, als die Natur in einer grotesken Laune ihn manchmal in diesem Bestreben zu unterstützen scheint. Sie zaubert ihm eine verführerische Röte falscher Gesundheit auf die schon müden Wangen, läßt das franke Auge in einem lächelnden Glanz strahlender Lebenslust leuchten, aber schon der Volksmund hat dafür den treffendsten Ausdruck gefunden: Kirchhofsröslein. Dieser Kranke ist gezeichnet, nicht zum Leben, sondern zum Tode.

Deutschland unter dem Dawes-Young-Pakt: das ist ein Volk, das an der Auszehrung leidet. Kredite und Anleihen sind für dieses Volk nur Morphiumspritzen, die zwar auf eine Zeitlang die Schmerzen mildern und einen Zustand trügerischer Gesundheit hervorzaubern können — aber der Gifstoff frißt sich unentwegt weiter in die lebenswichtigen Organe hinein, bis der Organismus, ausgehöhlt und durchpestet, eines Tages erschöpft und todwund zusammenbricht, um nie wieder aufzustehen.

Das beginnt im Wirtschaftlichen und endet im Organischen. Die Wirtschaft ist sozusagen nur das Einfallstor, durch das der Bazillus den Weg in den Volkskörper sucht und findet. Es wäre falsch, anzunehmen, die Produktion könne zerstört werden, ohne daß das Volk darunter an seinem seelischen Bestand ernst-

haft zu Schaden komme. Die raumlosen Mächte, die uns als unerbittliche Gegner gegenüberstehen, beginnen heute nur wirtschaftsfeindlich, um volkszerstörend aufhören zu können. Vor uns erhebt der ewige Volksfeind, der Jude, die Demokratie, der Kapitalismus — alles nur Umschreibungen desselben Geistes, der stets verneint, — seine unheilvolle Drohung des Untermenschen. Und es gibt dagegen für uns nur eine Wahl:

Kampf oder Untergang!

Wir führen in einem Jahr Milliardenwerte an staatlichen Verpflichtungen ab an die Weltgeldmächte. Dazu kommen Milliardenwerte an Zinszahlungen für Schulden privatwirtschaftlicher Natur. Dazu kommt ein Handelsbilanzpassivum von gering angeschlagen 4 bis 6 Milliarden für jedes Jahr. Das heißt in der Umgangssprache: das deutsche Volksvermögen, ohnehin durch Krieg und Revolte bis ins Innerste erschüttert, schwindet in einem Normaljahr um rund 10 bis 12 Milliarden. Man überdenke diesen Kurs auf zehn Jahre in die Zukunft, dann steht an seinem Ende das vom internationalen Volksfeind gewünschte Ergebnis: eine zerbrochene Nation, eine Helotenarmee, hausend in einer Wüste von Asphalt und Armut.

Der wirtschaftliche Zusammenbruch bedingt automatisch den Verfall unseres Volkstums auf allen Gebieten. Wir sehen ja schon Hand in Hand mit ihm vorwärtsgreifend den Charakterzusammenbruch dessen, was wir deutsch zu nennen gewohnt sind, in Politik, Kultur, nationalistischem Denken und sozialistischem Handeln. Die deutsche Seele ist vergiftet, und nur das Wunder der Wiederaufrichtung des deutschen Charakters vermag sie im Wesen wieder zur Gesundheit zu bringen.

Der Volksfeind schlägt seine Krallen in unser Leben hinein. Deutschland ist in seiner Existenz bedroht. Entweder gelingt es uns, das Volk zur Besinnung und zum Angriff gegen die überstaatlichen Mächte zu bringen, oder das Ende ist da.

Darum werden wir nicht müde, zu mahnen, zu sammeln, aufzurütteln und als immer waches Gewissen im Untergang zu Anbruch und Ausbruch zu rufen: Zerschmettert den Volksfeind!

**D**reihundert Männer leiten die wirklichen Geschicke des Kontinents, von denen jeder jeden kennt. Sie suchen sich ihre Nachfolger aus ihrem Kreise.

So schrieb am 25. Dezember 1909 schon in der Wiener „Neuen Freien Presse“ einer dieser Dreihundert, der es also wissen mußte, der Großkapitalist, Republikminister, Bolschewistenfreund und internationale Jude Walter Rathenau, bei dessen Tod in Deutschland Hunderttausende von marxistischen Proletariern gegen den Kapitalismus und gegen die Reaktion, für den Sozialismus und für Rathenau demonstrierten.

Was bedeutet das? Wo liegt hier der Sinn im Widersinn?

Die internationale Weltgeldhochfinanz hat Besitz ergriffen von den Souveränitätsrechten des deutschen Volkes und ist nun im Begriff, sich in unseren ehemaligen Machtbereichen wohnlich einzurichten. Getreu dem uralten Gesetz der jüdischen Rasse „Du sollst alle Völker fressen“ hat sie bei uns damit angefangen, hat durch Krieg und Revolution die Widerstandskraft unseres Volkstums bis ins Mark erschüttert und sich dann darangemacht, uns die lebenswichtigsten Organe Stück um Stück aus dem Staatskörper herauszuschneiden.

Sie besitzt nun unsere Münze und das Verfügungsrecht über den weitaus größten Teil der deutschen Produktion, unsere Verkehrshoheit und auf Grund ihrer militärischen und diplomatischen Machtmittel die Souveränität der deutschen Grenzen. Die Presse ist fast ausnahmslos in ihren Händen: damit macht sie die öffentliche Meinung, die Parlament und Regierung gestaltet. Mit Hilfe deutscher Regierer hat sie über unser Volk einen Fronvogt gesetzt, den heimlichen Kaiser Parker Gilbert. Der kontrolliert den Kolonialetat und hat Einspruchsrecht bei Einnahmen und Ausgaben; Parlament und Kabinett sind bedingungslos in seine Hand gegeben, und die Knechtseligkeit der seit dem 9. November 1918 in Deutschland eingeführten Demokratie ist Garant für die Dauer dieses jammervollen Zustandes. Wir haben Fürsten gestürzt und Throne ins Wanken gebracht. Dafür gab man uns als Ersatz die Mammonarchie der Wallstreet, und ihre Büttel schwingen nun über deutschem Arbeitsvolk die Sklavenpeitsche.

Die marxistischen Parteien sind nur noch willige Werkzeuge in den Händen dieser Freibeuter des Geldes. Mit ihrer Hilfe war es der Weltbörse möglich das deutsche Volk seines Besitzes zu enteignen. Man nahm ihm in einem welterschütternden militärischen Ringen zwei Millionen seiner besten Söhne, aus deren Blut münzte die Wallstreet Goldbarren, mit denen sie uns heute tributpflichtig macht. Man stahl ihm in der sogenannten Inflation seinen baren Besitz und gab ihm statt dessen eine neue Währung, eine Münze, die nicht mehr uns gehört, sondern unseren Unterdrückern. Nun hat der Weltfeind die lebenswichtigsten Organe unseres Volkskörpers in seiner Hand, und damit sind wir bedingungslos seiner teuflischen Willkür preisgegeben.



Auf dem Asphalt der modernen Großstädte errichtet der Weltjude die imperialistische Diktatur des roten Goldes; ihre Säulen sind Presse, Arbeiterbewegung, Parlament und Feigheit der bürgerlichen Parteien. Jeder Tag, den wir in Jammer und Sorge hinter uns bringen, ist eine Etappe im Siegesmarsch des Goldes gegen das Blut. Die Dinge vollziehen sich heute bereits zwangsläufig, und man kann mit mathematischer Genauigkeit ausrechnen, wann uns das letzte Stück Deutschtum auf den Gebieten der Politik, der Wirtschaft und der Kultur verlorengehen wird und wir vor dem Ende stehen.

So ist die Lage! Und während wir uns die Köpfe zerspalten und weltfernen Phantomen nachjagen, rüstet das Geld zum letzten Vernichtungsschlag gegen deutsches Arbeitertum, und es kann heute bereits keinem Zweifel mehr unterliegen, daß wir bei gleichmäßig fortschreitender Zermürbung des deutschen Widerstandswillens unter dieser Katastrophe, die näher ist, als wir alle glauben wollen, zusammenbrechen werden.

Die großen Parteien nationaler und internationaler Prägung haben längst schon offen oder verhüllt vor dem Machthunger des Weltfeindes ihre schmachliche Kapitulation vollzogen. Sie wirken am Zusammenbruch mit oder leisten ihm doch durch Feigheit und Mangel an Widerstandswillen bewußt und unbewußt Vorschub. Während man in den Parlamenten redet und debattiert und kaum noch ein und aus weiß, marschiert das Geld zielsicher und unbeirrt auf seinem Eroberungsfeldzug gegen die deutsche Arbeit vorwärts, und eines Tages stehen wir wieder wie 1914 und 1918 ungerüstet vor vollendeten Tatsachen, die dann jedoch grausamer und unabänderlicher sein werden als damals, da dieses weltgeschichtliche Ringen erst begann.

Ist es da vermessen, wenn wir das Signal zum Widerstand geben? Haben wir Deutschen verdient, daß man uns Sklavenketten schmiedet aus dem Gold, das man aus unserm Schweiß und dem Blut unserer Brüder prägte? Und glaubt jemand unter Euch, daß unsere Not gewendet werde durch eine höhere Macht und nicht vielmehr durch unsere eigene Kraft?

Die Fürsten des Geldes stehen bereit zum letzten Schlag. Sie haben unserem Volk den Glauben und den Willen geraubt, haben uns geschändet und entehrt und wollen uns nun den Absatz in den Nacken treten. Dagegen nützt kein Reden und kein Beten; nur Widerstand, Kampf, Angriff! Nicht Gott hilft. Wir müssen uns selbst helfen.

Unser Leben ist in Gefahr. Das deutsche Volk befindet sich in einem Dauerzustand der Notwehr. Da ist jedes Mittel recht, den Feind zur Strecke zu bringen.

Wir sind bereit, das letzte anzuwenden.

Wenn wir Deutschland vom Wahn des Goldes frei machen, dann vollbringen wir damit die größte Tat der Weltgeschichte.

Blut gegen Gold! Arbeit gegen Geld!

Fäuste gegen Paragraphen! Leben gegen tote Formel!

Dafür marschieren wir auf!

**U**ber alle Fragen wird in Deutschland offen diskutiert, und jeder Deutsche nimmt für sich das Recht in Anspruch, sich in allen Fragen so oder so zu entscheiden. Der eine ist Katholik, der andere Protestant, der eine Arbeitnehmer, der andere Arbeitgeber, der Kapitalist, der Sozialist, der Demokrat, der Aristokrat. Eine Festlegung nach dieser oder jener Seite hat für den Zeitgenossen nichts Entehrendes an sich. Sie geschieht in aller Öffentlichkeit, und wo die Gegensätze noch unklar und verworren erscheinen, da reinigt man sie durch Diskussion in Rede und Gegenrede. Einzig ein Problem ist dieser öffentlichen Behandlung entzogen, und es wirkt schon aufreizend, es nur zu nennen: die Judenfrage. Sie ist tabu in der Republik. Man darf sie nicht einmal anschnitten, weder im Guten noch im Bösen, ohne sich von vornherein als verkommenes Subjekt, als Reaktionär, als Störer des Volksfriedens, als Kulturschmach und Banause zu demaskieren. Soweit schon hat es der Jude mit seinem geistigen Terror bei uns gebracht, und zwar nicht ohne Anlaß. Der Jude weiß, daß allein schon in der Diskussion der Judenfrage das Ende seiner Willkürherrschaft begründet liegt. Er kennt besser als jeder andere die Anrüchigkeit seiner parasitären Existenz unter uns, und deshalb umgibt er sein Dasein mit diesem geistigen Terror, der es dem harmlosen Zeitgenossen glatterdings unmöglich macht, bis zu seiner Wesenheit vorzustoßen. Es gibt kein tiefer verlegendes Schimpfwort gegen den Juden als: **d e r J u d e**. Gegen alle Injurien ist er immunisiert: Lump, Parasit, Betrüger, Schieber, das geht ihm herab wie Wasser an der Teerjade. Nenne ihn Jude, und Du wirst mit Erstaunen feststellen, wie er aufzuckt, wie er betroffen wird, wie er plötzlich ganz klein in sich zusammensinkt: „Ich bin erkannt.“

Darin liegt die Stärke, aber auch die Schwäche jeder judengegnerischen Bewegung. Läßt sie sich ihren Kurs vom Juden diktieren, dann ist und bleibt sie unschädlich für ihn. Bestimmt sie jedoch selbst aus ihrer eigenen Kraft ihren Verlauf, dann wird sie ihm aufs höchste gefährlich. Es ist zwecklos, sich gegen den Juden zu verteidigen. Er wird blitzschnell aus seiner Sicherheit zum Angriff vorgehen und mit seiner Rabulistik alle Mittel der Verteidigung beim Gegner zerbrechen. Was er fürchtet, was er haßt, das ist der Angriff gegen ihn. Da ist seine verwundbare Stelle. Im Angriff fängt er bald an, schwach zu werden. Da versagen seine bekannten alten Methoden der Verteidigung: Terror, Lüge und Verleumdung. Da muß er stehen und fechten und — wird immer verlieren. Allerdings hat der Angreifende sich von vornherein darüber im Klaren zu sein, daß der Jude vorerst alle Mittel anwenden wird, den Gegner aus der Offensive wieder in die Defensive zurückzudrängen. Er wird ihm verleumderisch alles das unter-schieben, was auf seinem eigenen Schuldkonto steht, und zwar wird er im Gegenangriff so konzentrisch, so geschlossen, so in breiter Front aufmarschieren, daß nur die stärksten Nerven dagegen auszuhalten vermögen. Plötzlich macht er



nun aus dem Jüdengegner das, was der eigentlich an ihm bekämpfen wollte: den Lügner, den Unfriedensstifter, den Terroristen. Nichts wäre falscher, als wollte man sich dagegen verteidigen. Das möchte der Jude ja. Er erfindet dann täglich neue Lügen, gegen die sich sein Gegner nunmehr zur Wehr setzen muß, und das Ergebnis ist: er kommt vor lauter Rechtfertigung nicht dazu, was der Jude eigentlich fürchtete: ihn anzugreifen. Aus dem Angeklagten ist nun der Ankläger geworden, und der seinerseits drückt mit viel Geschrei den Ankläger in die Anklagebank hinein. So ging es bisher immer, wenn ein Mensch oder eine Bewegung sich unterstand, den Juden zu bekämpfen. So auch würde es uns gehen, wären wir nicht bis ins letzte über seine Wesenheit orientiert und hätten wir nicht den Mut, aus dieser Erkenntnis unsere radikalen Schlüsse zu ziehen. Und die sind:

Man kann den Juden nicht positiv bekämpfen. Er ist ein Negativum, und dieses Negativum muß ausradiert werden aus der deutschen Rechnung, oder es wird ewig die Rechnung verderben.

Man kann sich mit dem Juden nicht über die Judenfrage auseinandersetzen. Man kann ja doch niemanden nachweisen, daß man das Recht und die Pflicht habe, ihn aufzuhängen.

Man darf dem Juden im Kampf nicht die Mittel zubilligen, die man jedem ehrlichen Gegner zubilligt, denn er ist kein ehrlicher Gegner. Er wird Großmut und Ritterlichkeit nur dazu ausnutzen, seinen Feind darin zu fangen.

Der Jude hat in deutschen Fragen nicht mitzureden. Er ist Ausländer, Volksfremder, der nur Gastrecht unter uns genießt, und zwar ausnahmslos in mißbräuchlicher Weise.

Die sogenannte Moral des Juden ist keine Moral, sondern eine Anleitung zum Betrug. Deshalb hat sie auch kein Anrecht auf Schutz und Schirm der Staatsgewalt.

Der Jude ist nicht klüger als wir, sondern nur raffinierter und gerissener. Sein System kann nicht wirtschaftlich — er kämpft ja wirtschaftlich unter ganz anderen Moralgesetzen als wir — sondern nur politisch gebrochen werden.

Ein Jude kann einen Deutschen gar nicht beleidigen. Jüdische Verleumdungen sind nur Ehrennarben für einen deutschen Jüdengegner.

Der Wert eines deutschen Menschen oder einer deutschen Bewegung steigt mit der Gegnerschaft des Juden. Wird jemand vom Juden bekämpft, so spricht das absolut für ihn. Wer nicht vom Juden verfolgt oder gar von ihm gelobt wird, der ist nutzlos und schädlich.

Der Jude beurteilt deutsche Fragen immer vom jüdischen Standpunkt aus. Deshalb ist meist das Gegenteil von dem, was er sagt, richtig.

Man muß zum Antisemitismus ja oder nein sagen. Wer den Juden schont, der verläßt sich am eigenen Volk. Man kann nur Judenfeind oder Jüdengegner sein. Die Jüdengegnerschaft ist eine Sache der persönlichen Sauberkeit.



Mit diesen Grundsätzen hat die jüdengeegnerische Bewegung Aussicht auf Erfolg. Und eine solche Bewegung wird vom Juden deshalb auch nur ernst genommen und gefürchtet.

Daß er dagegen lärmt und aufbegehrt, ist nur ein Beweis dafür, daß sie richtig ist. Er mag „Terror!“ schreien. Wir antworten darauf mit dem bekannten Wort Mussolinis: „Terror? Niemals! Es ist Sozialhygiene. Wir nehmen diese Individuen aus dem Umlauf, wie ein Mediziner einen Bazillus aus dem Umlauf nimmt.“



Was ist Knorke? „Knorke ist zweimal so dufte wie Schnafte“, wird der Berliner zur Antwort geben. Aber was ist dufte und was ist Schnafte, fragt der Mann aus der Provinz. Da wird ihm der Berliner sagen, daß man das mit Worten nicht erklären kann, das läßt sich nur durch Beispiele und Situationen illustrieren. Diese kleinen herzigen Adjektiva sind auf Berliner Boden gewachsen und können von dort nirgendwohin verpflanzt werden. Jedes Kind wendet sie hierzulande an, richtig, kernig, uftig und schlagfertig. Aber was das überseht heißt, das vermag niemand zu sagen. Das muß man fühlen. Und wer das nicht fühlt, der ist eben doofer als doof.

Knorke ist z. B. die Rede des Grafen Püdler, die er in Berlin kurz vor seiner Internierung in einer Irrenanstalt gehalten hat, und die mir — ich verdanke es einem reinen Zufall — im Wortlaut vorliegt. Dieses seltsame Gemisch von richtigen und falschen Erkenntnissen, diese schneidige Art, mit den Vernichtern des deutschen Volkes Schlitten zu fahren, diese unbekümmerte Methode, die kaiserlichen Behörden auf den Arm zu nehmen und die hohe Polizei zu verkohlen, diese herzliche, dreiste, gottvolle, naive und durch keinerlei Sachkenntnis belastete, draufgängerische und tapfere Abrechnung mit dem Hebräer, der beim Kaiser zu Tisch sitzt und auch im alten Reich, wenn auch noch unerkannt für den geistigen Mittelstand, das Heft in der Hand hatte; und dann die „programmatischen“ Maßnahmen, die der im Volksmund als „Dreschgraf“ bekannte robomontierende Püdler gegen die überhandnehmende Judenpest empfiehlt: das ist alles so erfrischend, so treu und unbekümmert, so labend und erquickend, daß man dafür eben nur eine Bezeichnung finden kann: Knorke!

Nichts liegt uns ferner, als uns damit zu identifizieren. Aber das ist eine historische Reminiscenz, die den Kenner innig schmunzeln läßt, und darüber hinaus: es ist doch was. Kein Programm, aber ein persönlicher Zornesausbruch, der zwar mittelalterlich anmutet, aber sonst doch nicht so ohne ist. Wir fühlen uns dabei erhaben über bürgerliche Ängste. Es ist ja heute so, daß der Spießzer sein eigenes Vaterland, seine Ehre und sein Volkstum jahrzehntelang beschmutzen und verleumden läßt, daß er ruhig zuschaut, wie seine eigenen Volksbrüder durch ein mordendes Staats- und Wirtschaftssystem allmählich abgeschächtet und auf allen Gebieten enteignet werden, daß aber derselbe Spießzer in heilige moralische Entrüstung verfällt, wenn sich der in den breiten Massen angesammelte Volkszorn ganz gegen den Willen der verantwortlichen Führer einmal Luft macht und rächende Vergeltung übt an den Urhebern und Nutznießern des großen Unglücks.

„Ich gebe Euch zurück das gute Gewissen und den ehrbaren Namen. Ich gebe Euch zurück das deutsche Vaterland und die Begeisterung für das Gute und Schöne. Ich gebe Euch zurück das deutsche Haus, den deutschen Herd und die deutsche Familie. Ihr seid Sozialisten, aber Ihr sollt trotzdem deutsch sein bis

auf die Knochen. Ihr kämpft mit aller Energie gegen die Feinde des Vaterlandes. Ihr kämpft gegen die gemeinen Wucherer und Gauner, die jahrein, jahraus Tausende von deutschen Familien ins Elend stürzen. Ihr kämpft aber auch gegen die gewissenlosen Hölflinge und gegen den Kaiser, gegen die verbummelte und verkommene Hofgesellschaft! Ihr seid die Retter des Vaterlandes, Ihr seid die einzigen, auf die man sich heute noch verlassen kann!"

So spricht Graf Püdler lange vor dem Kriege zu deutschen Arbeitern. Ist das nicht knorke?

„Ich habe mir so ein kleines Schema ausgedacht, wie ich mir ungefähr bei einer kommenden Umgestaltung die Lösung der Judenfrage denke. Dieses Schema lautet folgendermaßen:

§ 1. Jeder Jude darf bei der kommenden Abrechnung durchgehauen werden.

§ 2. Jeder freche und unverschämte Jude wird aus Deutschland herausgeschmissen.

§ 3. Jüdische Rechtsanwälte werden bei der kommenden Abrechnung in die Spree geworfen, dort, wo sie am tiefften ist, damit die Lämmel von außen so schwarz werden, wie sie von innen sind.

Meine Herren, wenn wir nach diesem schneidigen Programm hier in Berlin verfahren, dann sind wir die Bande halb los.

Ein Judenprogramm? O nein! Eine falsche, eine unannehmbare, eine barbarisch-mittelalterliche Methode, wogegen wir uns seit Jahren auf das heftigste zur Wehr setzen, und zwar deshalb, weil sie erfolglos ist, weil sie den Antisemitismus diskreditiert. Aber abgesehen von Programm und Methode, Hand aufs Herz und der Wahrheit die Ehre: Ist das nicht knorke? Ist das nicht zweimal schnafte, daß solche Töne vor dem Kriege von einem verrückten Außenseiter in der Reichshauptstadt angeschlagen wurden?

Und da will man uns als brutal und blutrünstig verschreien, die wir so sanft, so demütig, so human und gottesfürchtig sind? Was würdet Ihr sagen, wollte einer von uns in diesem Stil gegen den Hebräer zu Felde ziehen? Seid dankbar, daß wir gebildete, anständige und honette Leute sind.

Aber das lassen wir uns nicht nehmen: an diesem tollen Grafen unsere helle historische Freude zu haben. Er war doch ein Kerl in seiner knochenerweichten Zeit. Ein Kerl, der Mut hatte, der auch gegen das Kaiserhaus zu Felde zog, einer, der Unsinn machte und Blödsinn schwätzte, aber uns doch tausendmal lieber ist als all die Kreaturen, die vor lauter Zartheit das Vaterland verkommen ließen.

Dieser Graf Püdler war übriggeblieben aus dem Mittelalter. Er schlug Methoden vor, die im Dreißigjährigen Krieg angewandt werden konnten, als die Menschen noch roh, gemein, brutal und inhuman waren.

Aber daß so ein Kerl sich noch einmal ins 20. Jahrhundert verirrt, das ist doch knorke: Nehmt alles nur in allem!



**S**tresemann ist ein typisch deutscher Fall. Deutschland ist das klassische Land, in dem dieser Typ nicht nur vorkommen kann, sondern vorkommen muß. Stresemann ist bei Licht besehen gar keine Einzelpersönlichkeit, er ist eine symbolhafte Fleischwerdung, die menschengewordene Darstellung einer inneren Haltung, die ursächlich zusammenhängt mit dem, was man zwar nicht deutsches Wesen, aber deutsches Unwesen nennt. Gustav Stresemann ist der Typ des deutschen Bildungsphilisters, der — ob auf Pantoffeln oder in Ledschuhen, das ist dabei unwesentlich —, geräusch-, aber nicht folgenlos durch die deutsche Geschichte schreitet und die Spuren seiner Unzulänglichkeit hinter sich läßt. Vater Stresemann hat eine gute Nase gehabt, als er seinen Sohn Gustav nannte. So und nicht anders konnte jener Zeitgenosse heißen, der ein paar Jahre lang in unseres Volkes schlimmster Verfallszeit unsere außenpolitischen Geschäfte verwaltete, der Flaschenbierdoctor, der demokratische Arrivist, der emporgekommene Syndikus, der wilde Bürger, der Mann mit der fast sprichwörtlichen Geschmeibigkeit, der Inhaber des Kontos G. Gustav, jener politisierende Dilettant, den ein launisch-grotesker Zufall vom Schokoladenhandel in die hohe Diplomatie verschlug, der durch eben denselben Zufall zu einem halb willigen, halb verständnislosen Instrument von Weltmächten wurde, die er zum einen Teil gar nicht erkannte und auch nicht erkennen konnte, zum andern Teil aber gern in Anspruch nahm, um mit ihnen und durch sie die Stufenleiter der parlamentarischen Erfolge hinaufzuklettern. Daß es einen solchen Typ in Deutschland gibt, das ist an sich nicht schlimm. Daß er in einem haltlosen Augenblick unserer Geschichte Außenminister des Landes werden konnte, schon schlimmer. Daß er das über 4 Jahre blieb, ohne daß die Erkenntnis seiner Wesenheit einen kleinen Teil unseres politisch denkenden Volkes überschreitet, das ist geradezu vernichtend. Das ist kein Urteil gegen Stresemann, das ist ein Urteil gegen Deutschland.

Die Politik ist eine Kunst, besser gesagt, die Politik ist Kunst schlechthin, und zwar die umfassendste und vielseitigste. Ein Staatsmann muß alles können. Das will nicht besagen, daß er die Technik der Dinge auf allen Gebieten verstünde. Aber er muß mit dem Instinkt ihr Wesen erfassen oder doch erahnen. Er gibt in allem die Richtung, den Kurs; die Technik machen seine Trabanten. Stresemann ist ein umgekehrter Staatsmann. Er kann alles und nichts. Er versteht sich auf die Menschen und nicht auf die Dinge. Er redet von ihrer Technik, aber er hat keinen Schimmer einer Ahnung von ihrer Wesenheit. Er ist das, was man einen Hans Dampf in allen Gassen nennt. Seine Fügigkeit ist erstaunlich. Es gibt keine Angelegenheit des öffentlichen Lebens, über die er nicht virtuos zu sprechen verstünde. Aber entkleidet man seine Reden ihres rhetorischen Beiwerks, dann bleiben nur schale Gemeinplätze übrig. Seine Arbeitsweise ist die: nichts, das er nicht anfinge, aber auch nichts, das er zu Ende führte. Seine

gesamte Außenpolitik ist ein einziges Ruinenfeld von zwar angeschnittenen, aber zuletzt doch ungelösten Fragen. Nur unter Stresemann war Locarno möglich. Aber auch nur unter Stresemann konnte die Veröffentlichung des belgisch-französischen Kriegsplanes gegen Deutschland so vollkommen ohne Konsequenzen bleiben.

Wenn der Parlamentarismus demokratischer Couleur nichts anderes ist als geschäftiger Müßiggang, dann hat er in Gustav Stresemann seinen Idealtyp gefunden. Stresemanns Freunde machen gern Rühmens aus der von ihnen unterstellten Tatsache, daß ihr großer Lehrmeister niemals untätig sei. Wir sind durchaus nicht abgeneigt, ihnen das zu glauben. Aber wir meinen zu wissen, daß die Tätigkeit Stresemanns derart sei, daß sie besser unterbliebe, als daß sie wirksam wird. Fleiß und Beharrlichkeit, das ist etwas. Müßiggang und Nichtstun, das ist auch etwas. Aber wo diese beiden zusammenkommen, da entsteht ein unerträgliches Gemisch von betulicher Betriebsamkeit, die immer das von hinten wieder umstößt, was sie von vorn aufgebaut hat. Das ist die deutsche Außenpolitik seit 1924. „Der Silberstreifen am Horizont“ und „unsere tägliche Illusion gib uns heute“, diese zwei Worte sind nicht die außenpolitischen Parolen zweier gegnerischer Lager in Deutschland, sie stammen vielmehr aus einem und demselben Munde: Stresemann.

Wenn Stresemann zur Jugend oder von ihr spricht, das ist zum Erbarmen. Es gibt überhaupt nicht zwei Dinge mehr, die weiter voneinander entfernt wären als sie und er. Trotz seiner nur 50 Jahre ist Stresemann der älteste Politiker in Deutschland. Seine Welt und die Welt der Jugend sind durch Abgründe voneinander getrennt. Aber daß er zur Jugend spricht und—so paradox das klingt—auch sprechen kann, das ist für ihn wieder außerordentlich bezeichnend. Ein Beweis auch dafür, wie gefährlich dieser Typ trotz seiner entwaffnenden Harmlosigkeit für die deutsche Gegenwart ist.

Ein frecher Jude hat kürzlich das Wort geprägt: „Stresemann ist von Geburt Berliner und von Beruf Sachse.“ Man soll weder dem Berliner noch dem Sachsen Unrecht tun; aber wenn man sich unter diesen beiden Menschentypen das vorstellt, was über sie durch die Witzblätter kursiert, dann ist dieses Wort wahr und richtig.

Ich kann schreiben rechts, ich kann schreiben links. Sowohl als auch. Wenn schon, dann aber. Einerseits, anderseits. Man kann auch anders. Das sind Worte, die Stresemann sozusagen nie gebraucht, die aber in der Praxis seine gesamte Wirksamkeit ausschließlich bestimmen.

In einem photographischen Atelier auf dem Kurfürstendamm hängt seine neueste Aufnahme. Da ist er zu sehen in Lebensgröße, etwas dick, etwas gelb, ein wenig verschwißt, mit diesem unerträglichem, aufreizenden Lächeln auf den Lippen, die kleinen listigen Augen sorglich in Fettpolster gebettet, eine viereckige,

faltenlose Stirn, darüber eine Riesenglasze gestülpt, so steht er da, mitten unter seinen lieben Juden.

So denken wir uns den Außenminister, der einmal Deutschlands Ketten zerbricht.

Wir lüften ehrfürchtig den Hut und schleichen vorbei.

Und stehen dann lange vor einem Fenster, aus dessen Dunkel, mitten unter vielem Girkelanz, die verfallenen Züge der Totenmaske Friedrichs des Einzigen in den Abend hineinschweigen.



Seht haben wir's. Nun kommt's aber Knüppelhageldid. Die Excellenzen schlagen auf den Tisch der Republik, und der Graf fängt an, Fraktur zu reden. Das ist ein Tönchen! Den Damen im Kränzchen läuft es eiskalt den Rücken herunter, wenn sie nachmittags beim Kaffee die schwungvollen Reden dieser nationalen Herkulesse lesen. Nun wird aber der Augiasstall ausgemistet. Lange genug haben wir geschwiegen und zu allem ja und amen gesagt. Was zuviel ist, ist zuviel. Man kann uns zwingen, zu Dawes 48 unserer stolzen Knappen auf Ja zu delegieren, man darf uns auf Locarno festlegen und auf Weimar vereidigen, wir sind bereit, unbeschadet unserer monarchischen Weltanschauung das Republik-Schutzgesetz anzunehmen, der Verrat an der Aufwertung ist uns eine Messe wert, aber aus den Regierungssesseln herauschmeißen, daß es nur so knallt, lieblos und ohne Entschuldigung, mit einem Hohngelächter obendrein — das darf man uns nicht. Das ist niederträchtig sozusagen. Das brauchen wir uns nicht zu gefallen zu lassen. Das ist Verrat an unseren heiligsten Idealen. Das, Bürger, muß gerochen werden. Auf, schließt die Reihen!

Volksbegehren!

Was die andern können, das können wir schon längst. Aufstehen und eine Rede halten, voll Schwertgeflirr und Wogenprall. Zwar die andern machen ein Volksbegehren und wissen, was sie wollen. Sie haben ein Ziel, und dieses Ziel verfechten sie mit der raffinierten Zähigkeit des Juden. Parbon, Kamerad, der Jude, im Vertrauen gesagt. Ja, ja, die Judenfrage, natürlich im positiven Sinne. Und schließlich muß man doch auch eine Parole haben.

Volksbegehren gegen die Verfassung, die es zuläßt, daß unsere Partei in dieser jammervollen Verfassung ist. Fahneneinmarsch gegen Weimar. Tusch! Hurra! Die nationale Opposition ist in Bildung begriffen. Schon donnert es hinter den Kulissen. Wir haben nun lange genug darauf gewartet, daß die Herren Republikaner auch für uns ein warmes Plätzchen an der Futterkrippe frei machten. Jetzt ist's genug, übergenuß. Trompeter, blaset zum Weiden!

Schon wehen die Schreiblinge in den schwarz-weiß-roten Redaktionsstuben ihre Federn, um das Vaterland zu retten. Parteien und Verbände, von denen bereits der Verwesungsgeruch eines sterbenden Liberalismus ausströmt, erheben sich noch einmal mühsam vom Sterbelager und flüstern, wie weiland der alte Alttinghausen: „Seid einig, einig, einig!“ Noch einmal werden die verstaubten Theaterrequisiten des bürgerlichen Patriotismus aus der Kumpellammer herausgeholt. Die ältesten Excellenzen tafeln sich auf wie zerschlossene Fregatten zur letzten Fahrt und schleppen ihre Kalkhausen noch einmal zu Deutschlands Ruhm vor eine staunende Öffentlichkeit. Und das Sonderbare, das Merkwürdige, das Überraschende, das Unverständliche, das kaum zu Glaubende: es geht, es geht.

Der Spießer wird aufgeregt und rast in patriotischem Rachedurst. Die ge-



Schickten Regisseure des Hurraßitsches haben wieder einmal recht gehabt in ihrer Einschätzung des Wahlpöbels und des Stimmviehs. Man kann ihm alles, alles, alles zumuten. Sag heute zu Dawes ja und mach morgen einen Verein gegen Dawes auf: der Bürger glaubt Dir. Versprich heute hundertprozentige Aufwertung und sag' morgen, es wäre leider ein Irrtum gewesen: der Bürger ist Dir darum nicht gram. Schick heute ein Ergebenheitstelegramm nach Doorn und laß morgen dem ehemaligen Kaiser durch Deine Minister den Aufenthalt in Deutschland verbieten: der Bürger findet das ganz in der Ordnung.

Heute hinein in den Staat, morgen Haß und Kampf gegen diesen Anstaat. Der Bürger ist zahm, der Bürger schluckt das alles, wie morgens seine Stulle, wenn er sie in den Kaffee gestippt hat. Der Bürger nimmt das nicht so genau. Er hat für Feigheit und quallenhafte Heuchelei Verständnis — wenn es in der Familie bleibt. Er sagt ja auf Kommando und sagt nein auf Kommando. Er regt sich auf und regt sich ab, je nachdem wie es die Parteipäpste wollen. Er ist für Dawes und gegen Dawes, für Locarno und gegen Locarno, Monarchist und Republikaner, schwarzweißrot und schwarzrotgold, je nach der Konjunktur. Als Beweis genügt ein Fahneneinmarsch und ein schneidiger Tusch.

Angetreten, Ihr Bürger!

Ritzeln Sie mich, ich habe die Absicht, wild zu werden.

**E**s geht nicht um jenen Bürger, der morgens zur rechten Zeit aufsteht, in Krieg und Frieden schimpfend seine Zeitung liest, im Büro oder Laden etwas unlustig seine Arbeit tut, abends seinen ewigen Dämmerkloppel baut, sonst aber harmlos ist und den lieben Gott einen guten Mann sein läßt. Um jenen Bürger, der sowohl als Einzelwesen wie in Massen ebenso harmlos wie ungefährlich ist und sich jederzeit bereit finden läßt, auf den Boden der Tatflächen zu hüpfen und heute das zu verbrennen, was er gestern angebetet hat. Es geht vielmehr um jenen Typ des politischen Bürgers, der sich mit unzulänglichen Mitteln, halben Charakterkräften, unvollständigem Wissen und erstorbenem, geschichtlichem Instinkt in die Bezirke der staatlichen Machtbildung hineindrängt, mitredet und mithandelt, Resolutionen faßt und Taten versäumt, lobt und verdammt, droht und kuschelt, erhaben tut und feige sich drückt, wenn es darauf ankommt: es handelt sich um den politischen Bürger.

Was ist das für ein Lebewesen? Er ist der Vertreter und Repräsentant einer historischen Volkschicht, die, innerlich bereits tot, nur noch aus den letzten Zudungen früherer Lebendigkeiten ihr Scheindasein fristet. Er hat die Auseinandersetzung um die zukünftigen Dinge so undurchsichtig und verwirrend gemacht, weil er aus Mangel an eigenen Ideen und Idealen Ideen und Ideale von neuauftretenden Willensbewegungen nimmt, sie zerreißt, zerlegt, durch falschen Gebrauch abnußt und dann hohnlachend zum alten Eisen wirft. Der politische Bürger handelt nicht nur nicht — das wäre erträglich und für ihn empfehlenswert — er hindert auch die Handelnden am Handeln. Er steht überall, wo er auftritt, im Wege, mischt sich ungerufen in die Auseinandersetzungen werdender Jugend hinein, fängt ihre Parolen auf wie fliegende Bälle, entkleidet sie ihrer zukunftsbildenden Kraft und gibt sie dann wie entwertete Münze an die Dummen weiter. Er hat den Nationalismus zum Schlagwort des Patriotismus degradiert und bietet ihn heute als Qualitätsware an. Er machte aus dem Sozialismus der Gerechtigkeit eine billige Lehre des Mitleids und der Sentimentalität und hält sie nun auf dem Markte der Jugend schreierisch feil. Er stiehlt unsere Paradoxie und macht sie zu Trivialitäten.

Der politische Bürger ist ein Hindernis auf dem Wege zur Zukunft, und deshalb muß er überwunden werden. Je klarer und eindeutiger das ausgesprochen wird und geschieht, um so besser für uns. Der Gegenbeweis des guten Willens ist auf die Dauer nicht stichhaltig, denn erstens werden mit gutem Willen keine Völkerschicksale gemeistert, und zweitens hat er den guten Willen meistens gar nicht, sondern tut nur so, als hätte er ihn, damit man ihn schone.

Der politische Bürger schmeißt sich an jede neue Machtbildung heran, weil er aus sich allein nichts vermag. Er benutzt jeden aussichtsreichen Versuch zur Zukunft als Krücke, um an ihr in die politische Arena hineinzuhumpeln. Aus

Eigenem kann er das nicht mehr, um so lieber nimmt er anderen die Kraft weg, um aus gestohlenen Energien weiter seinen politischen Tod zu galvanisieren.

Wir müssen die Augen aufmachen, denn der politische Bürger geht um. Er, der Deutschland tausendmal verriet, verkaufte und verpfändete, ist um den Lohn seines Betrugs gepresst worden. Er sucht breite Rücken, über die er zur Macht kriechen kann. Er kleidet sich in unser Gewand, um uns um so besser übertölpeln zu können. Er sagt, er wolle dasselbe wie wir, um mit uns dasselbe zu wollen, was er bisher mit allen vollbrachte, die sich von ihm mißbrauchen ließen. Aber wir glauben ihm nicht. Wir haben ihm niemals getraut. Er geht um wie ein sanftes Schaf. Aber unter dem weißen Pelz steckt ein reißender, machthungriger Wolf.

Wer 1918 kampflos die Throne verließ, hat das Anrecht auf diese Throne verloren. Wer 1923 die deutsche Revolution niederknallte, mit dem kennt die werdende Jugend keine Versöhnung. Wer 1924 zu Dawes ja sagte, dem klopfen wir auf die Finger, wenn er gegen Dawes maulsicht. Wer die Fememänner in den Kerkern der Republik verfaulen läßt, der hat von uns nicht Gnade, sondern ein Gottesgericht zu gewärtigen.

Wir danken für Einheitsfronten mit der Fäulnis. Wir fühlen uns stark genug, allein zu gehen. Wenn der politische Bürger heute noch schneller läuft als wir, so ist das wie bei Kind und Greis: auch der Greis ist behender und flinker als das Kind, aber es dauert nicht lange, dann legt der Greis seine dürren Beine in eine hölzerne Kiste, und dann beginnt das Kind erst auf eigenen Füßen zu stehen.

Wir wollen nicht mit in diese Totenkiste hinein. Wir wollen aus dem Untergang des politischen Bürgertums Kräfte zu zukünftigen Aufgaben finden.

Der politische Bürger muß sterben, damit der politische Deutsche auferstehe!



Die Frage ist nämlich die: Was macht England? Und nebenbei sind wir ja auch noch da. So leicht kann man uns doch nicht. Wir werden die Sache schon machen. Nur festbleiben, das ist der springende Pol. Bei Amerika haben wir einen Stein im Kreuz, und dann nicht zu vergessen, der Stresemann! Noch zwei Jahre, dann sind wir auf dem Berge. Es geht langsam, aber sicher wieder vorwärts. Das ist es ja: den Fehler hat Bismarck gemacht, daß er statt mit Amerika zu gehen, Schutzzölle einführte. Hätte er ökonomisch gehandelt, dann wäre alles anders gekommen. Wir hätten die Marneschlacht nicht verloren und den Krieg gewonnen. Aberhaupt der Krieg: es hat an der Artillerie gelegen. Mein Vetter war Ordonnanz im großen Hauptquartier. Was der Sachen erzählt! Den mußten Sie mal hören. Der Lubendorff soll schön stillschweigen; da auf Verdun loszurennen ohne Reserven. Den U-Boot-Krieg hätte er ansehen müssen. Aber so sind wir Deutschen ja, bei uns kommt die Einsicht immer zu spät. Es fehlten damals die Männer aus dem Volk. Die haben gefehlt. Dann wäre gar keine Revolution gekommen. Aber so! Das mußte ja schief gehen. Das konnte ja gar nicht ausbleiben. Und immer die Juden! Ich bin auch gegen die Juden. Aber mit dem ganzen Antisemitismus, das ist ja Quatsch! Die Hafenkreuzler haben gut reden. Besser machen! Die ändern auch nichts daran. Und dann immer dieser Krach. Die Hauptsache ist, daß wir Kredite kriegen. Valuta! Was heißt Valuta? Wir brauchen überhaupt keine Valuta! Was wir brauchen, das sind Rohstoffe.

Und mit dem Kaiser. Ich bin auch monarchisch bis auf die Knochen. Aber was haben wir einen Kaiser nötig! Frankreich hat auch keinen Kaiser. Es geht auch so. Wir sollen nur still sein und abwarten. Die werden das da oben schon machen. Immer diese blöde Wählerei! Das untere Volk ist ja gar nicht reif zur Politik. Ich wähle überhaupt nicht mehr. Laß sie machen, was sie wollen. Wenn ich mein Essen und abends mein Glas Bier habe, dann bin ich vollständig zufrieden. Politik? Das ist ja alles Quatsch. Arbeiten müssen wir, sonst bekommen wir plötzlich eine neue Inflation, und dann sitzen wir wieder mitten im Dreck. Warum streifen die Leute? Glauben die vielleicht, das könnte uns helfen? Warum wird dagegen nicht eingeschritten? Wofür haben wir eine Polizei? Da muß ein Ende gemacht werden. Wenn wir die ökonomische Grundlage nicht steigern, dann hat alles Reden keinen Zweck. Uns fehlen die Zölle. Da liegt die Frage. Entweder — Ober. In der Beziehung kenne ich keine Kompromittierung. Das Brot muß billiger werden. Sonst haben wir in einem Jahr wieder Krieg. Ja, die Sache ist nicht so einfach. Man darf das Kind nicht in den Brunnen werfen. Wenn die Massen keine Vernunft annehmen, dann wird aus Deutschland nichts mehr. Politik allein macht es auch nicht. Steuern erhöhen kann jeder. Aber bezahlen, das müssen wir. Und da frage ich Sie, wo sind die

zwei Milliarden geblieben? Auch futsch! Ist das nun eine Inflation oder nicht? Wohnungen werden auch keine gebaut. Wer hat den Vorteil davon? Die Kommunen! Oder wir vielleicht?

Was uns noch retten kann, das ist ein Mussolini. In Deutschland muß mit starkem Besen gehandelt werden. Sonst läuft die Schweinerei nie zu Ende. Wenn jeder mitquatschen darf, dann soll der Teufel die Wirtschaft retten können. Frankreich, Italien und Belgien, das sind unsere natürlichen Bundesgenossen! Warum fährt der Stresemann nach Dawes und unterschreibt? Der sollte man lieber die Steuern heruntersetzen. Aber für das Volk, da denken die nicht daran. Das ist die Sache! Da kann auch der Hitler nichts dabei machen. Wenn der oben säße, dann würde es auch genau so bleiben wie jetzt. Wir sind doch immer die Dummen. Und gibt man gute Ratschläge, dann soll man die Schnauze halten. Die Karre in den Dreck fahren, das kann jeder. Aber für das Volk sorgen, das ist die Kunst. Das Beste ist, man hält sich ganz draus.

Grand mit Bieren! Schneider angesagt!

Prost!



äre ich ein Fürst, so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen sind, und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleise langsam, gemächlich fortgehen, wobei dann freilich nicht viel Gescheites zutage kommt. Junge Männer wollte ich haben — aber es müßten Kapazitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Willen und edelsten Charakter. Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen.“

So sagt Goethe in seinem bekannten Gespräch mit Edermann über Napoleon. Kluge und treffliche Worte, von allgemeiner ewiger Wahrheit. Sie galten zu Goethes Zeiten, wie sie heute richtig sind und ewig richtig bleiben werden. Und auf keine politische Gruppe passen sie zur Zeit so wie auf uns.

Man hat uns bei Beginn dieses Reichstags als kleinste und wohl auch unangenehmste Oppositionsgruppe im Plenum dieses Hohen Hauses auf die letzten Plätze gesetzt, ganz am Ende des Saales, wo man nichts sieht und nicht gesehen wird, nichts hört und nur durch das Sprachrohr der vorgehaltenen Hände, das wir dann auch fleißig zu benutzen pflegen, gehört wird. Das hat neben mancherlei Nachteilen auch den einen Vorteil, daß man in der Regel gezwungen ist, die erlauchten Vertreter des deutschen Volkes von hinten zu betrachten. Da sehen sie meist ganz anders aus als von vorn. Das gespreizte Arrivistentum der glatten, blaurasierten Visagen tritt hier nicht in Erscheinung. Die Vollbärte zeigen sich nur dem erhabenen thronenden Präsidium. Von hinten sieht man nur Glagen, nichts als Glagen. Eine wie die andere. Quer durch die Parteien, von einer belustigenden Regelmäßigkeit. Ein Anblick für die Götter.

Und prellt mal einer von uns vor, aus Ungeduld, Mut und Zorn, rennt den schmalen Korridor herunter bis an die Regierungsestrade und schmettert seine schneidenden, höhnischen und niederträchtigen Zwischenrufe in die satte Geruhlosigkeit dieser greisenhaft dahinwinkenden Impotenz, dann klappern die falschen Gebisse, dann rauschen die Bärte, dann wackeln die grauen Häupter, und dem Unglücklichen schallt aus hundertfachem Munde der letzte Verteidigungsschrei einer sterbenden Welt entgegen:

„Maul halten! Das versteht ihr nicht, da seid ihr zu jung dazu!“

In der That, eine etwas merkwürdige, von keinerlei Logik und Überzeugungskraft belastete Beweisführung! Was heißt es schon, alt werden? Niemand wird den Rat der Erfahrung in den Wind schlagen, wenn er sich paart mit Mut, Kühnheit und Energie. Auch ein alter Mann kann ein Jüngling in seinem Herzen sein; aber dann wird er niemals der Jugend, wo auch immer sie sich in Überschwang und Leidenschaft zu Wort meldet, vorwerfen, daß sie jung oder zu jung sei. Alter allein hat nur wenig Überzeugendes an sich, und wir werden uns



niemals der landläufigen Meinung anbequemen, daß aus einem jungen Strohkopf nur durch die Jahre ein alter Aristoteles hervorsprieße. Wer dumm auf die Welt kam und kaum etwas dazu lernte, aus dem kann nur ein alter Esel werden. Daran ändern nichts die Haare und nichts die Jahre.

Und die Tatsache bleibt bestehen und wird von keinem, der den Betrieb kennt, mehr geleugnet: Deutschland wird heute von seinen Greisen regiert, und zwar von seinen feigsten und dümmsten. Die Jugend ist von der Gestaltung unseres Volkschicksals ausgeschlossen. Der Glaskopf und der Kauschbart geben den Ton an, und wir Jungen sind die Dummen und haben das Nachsehen.

Für diesen Zustand fehlt jede politische und moralische Berechtigung. Wenn schon in geruhigen Zeiten der vorwärtsdrängenden Jugend ein möglichst geräumiges Feld freier Betätigung in der Politik eingeräumt werden muß, will man nicht die aufschießenden Kräfte wahren Volkstums allmählich in der Greisenhaftigkeit verdorren lassen, wieviel mehr kann und darf man diese Forderung erheben in einer Zeit, in der Altäre gestürzt und Werte umgewertet werden, in der ein ringendes Geschlecht nach neuen Inhalten und Wesenheiten sucht, die Ausbruch und Anbruch zugleich sind.

Niemand von uns redet der Jugend das Wort, bloß weil sie jung ist. Aber deshalb gerade fühlen wir uns auch verpflichtet, unrechtmäßige und überhebliche Ansprüche des Alters zurückzuweisen, die sich lediglich auf die Jahre berufen möchten. Junge Männer wollen wir an der Spitze Deutschlands sehen, aber es müssen, wie Goethe sagt, Kapazitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet und dabei vom besten Willen und edelsten Charakter. Die Alten haben nun in zehnjährigem Versagen bewiesen, daß sie die Dinge nicht meistern können. All' ihre Weisheit und Erfahrung hat es nicht verhindern können, daß das Vaterland vor die Hunde ging und das deutsche Volk heute hoffnungslos und verzweifelt vor seinen zerbrochenen Idealen steht. Nicht wir Jungen tragen die Schuld, daß es soweit kam, denn wir waren ja unterdes ausgesperrt von Politik und Regierung, wurden verlacht und verspottet als zu grün und unerfahren, und wo wir aufbegehrten, schlug man uns mit dem Knüttel über den Kopf oder steckte uns in die Kerker der Republik.

Das muß ein Ende haben! Immer vernehmlicher soll unsere aufrüttelnde Stimme erschallen. Immer klarer und unabweisbarer wollen wir unsere Forderungen anmelden! Stellt Euch zum Kampf! Widerlegt uns oder macht Platz! Wir haben keine Lust, aus falscher Pietät die Zukunft unseres Volkes zu verspielen. Entweder Ihr zeigt, daß Ihr noch zu fechten versteht für Eure Ideale, die nicht die unseren sind, oder Ihr müßt Euch schon gefallen lassen, daß wir Euch so nennen, wie Ihr's verdient:

Alte Esel!

## 10. Peinliche Fragen

An den denkenden Arbeiter im Roten  
Frontkämpferbund



Wir haben eine erste, eine zweite, eine dritte und eine vierte Internationale. Wir haben die S.P.D., die U.S.P.D., die R.P.D. und den Leninbund. Alle diese Gruppen stehen auf dem Boden des Marxismus. Sie lehnen die Rasse, den Persönlichkeitswert und die Schicksalsgemeinschaft eines Volkes ab. Sie wollen die Zertrümmerung aller nationalen Bindungen und über die Landes- und Volksgrenzen hinweg die Solidarität des Weltproletariats. So fein ausgeflügelt diese Idee theoretisch ist, so wenig hat sie sich in der Praxis durchzusetzen vermocht, und zwar weil sie erdacht und nicht gewachsen ist. Nur in Deutschland hat man zeitweilig versucht, ihr auch praktisch Gestalt zu geben. Die Folge davon ist, daß Deutschland wie kein anderes Land versklavt und dem Feind der ehrlichen Arbeit tributpflichtig ist. Statt nun wenigstens im eigenen Volk ein klassisches Beispiel proletarischer Solidarität zu geben, schlagen sich die einzelnen marxistischen Gruppen gegenseitig tot.

Glaubst Du angesichts dieser Tatsachen noch im Ernst daran, daß aus dieser vollkommenen Verwirrung einmal die Weltversöhnung kommt, und bist Du bereit, auf diesem schwankenden Glauben Deine Hoffnung auf eine Befreiung des Arbeitertums zu begründen?

In Deutschland hat die R.P.D. monatelang den Kampf für die Freiheit der unterdrückten Kolonialvölker gekämpft. Gut und ehrenhaft! Ihre wirksamste Parole lautete: China den Chinesen! Glaubst Du, daß es in China auch nur einem Menschen einfiele, „Deutschland den Deutschen!“ zu rufen? Und kannst Du mir einen Grund angeben, weshalb wir uns verpflichtet fühlen sollen, für die Freiheit Chinas einzutreten, wenn in China kein Mensch auch nur im entferntesten daran denkt, ein gleiches für Deutschland zu tun?

Du sagst: der Jude ist auch ein Mensch. Nebenbei bemerkt hat das nie jemand von uns bezweifelt. Wir haben nur bezweifelt, daß er ein anständiger Mensch ist. Daß es weiße Juden gibt, das wissen wir so gut wie Du. Vielleicht aber hassen wir sie viel tiefer als Du, da wir auf Grund unserer Einsicht in die Wesenheit des Judentums die ganze abgrundtiefe Schuld und Verworfenheit des Judenfnachts, den Du „Weißer Jude“ nennst, erkannt haben. Aber, daß Du diese Abtrünnlinge unseres eigenen Volkstums gerade so nennst, das beweist schon, daß Du unter Jude-sein etwas Minderwertiges verstehst. Mit Recht! Der Jude ist nicht produktiv, sondern händlerisch veranlagt. Er schafft nicht Werte, er verhandelt sie nur. Du siehst ihn nie am Schraubstock, nie im Bergwerk, nie als Straßenbahnführer und nie als Hoflehrer. Er sitzt nur in den Bankkontoren, in den Handelshäusern, in den Theaterbüros und in den Redaktionsstuben.

Warum machst Du Dich zu seinem Beschützer, duldest ihn als Führer, glaubst ihm mehr als zehn ehrlichen Deutschen und bekämpfst uns, nur weil er es so will?

Der Sozialisierungsversuch in Deutschland endete mit der Verschacherung der deutschen Eisenbahn an die Welthochfinanz. Der Sozialisierungsversuch in Rußland endete mit der Wiedereinführung des Privatkapitalismus, der Einnahme amerikanisch-jüdischer Kredite nach Rußland und der Überlassung von Grund und Boden an den Bauern als Privateigentum durch Lenin. Der Sozialisierungswille der breiten Massen Produktionszweigen gegenüber, die noch der persönlichen Schöpferkraft bedürfen, ist nichts anderes als der irregeleitete Wunsch auf Mitbeteiligung am Besitz. Der Arbeiter will — mit Recht — selbst besitzen, weil er auch selbst schafft. Kein vernünftiger Mensch kann sich heute mehr diesem gerechten Willen entgegenstemmen. Wo man jedoch versucht hat, ihm durch sinnlose margistische Experimente Genüge zu tun, da sind diese Versuche immer mit grenzenlosem Elend der arbeitenden Menschen bezahlt worden.

Warum willst Du heute noch eine falsche Sozialisierung, die den Juden fett und Dich mager macht, anstatt gerechten und erfüllbaren Anteil am Nationalbesitz Deines Volkes zu fordern, daraus aber auch zu folgern, daß dieser Nationalbesitz, da er uns restlos verlorengegangen ist, vom ganzen Volk wiedererobert werden muß?

Zwei Klassen, so sagst Du, stehen sich ewig feindlich gegenüber: der Bürger und der Proletarier. Dabei ist das Bürgertum schon bis in seine Spitzen hinein vollkommen verproletarisiert, und über dem ganzen ausgeplünderten Volk herrscht eine kleine Clique von bewußten Betrügern und deren bezahlten Bütteln. Trotzdem fährst Du fort in Deinem Kampf gegen die Bürgerklasse, bringst dabei Dein Volk zum Ausbluten, sicher nicht zum Leidwesen Deiner und unserer Unterbrüder.

Warum machst Du nicht Schluß mit dem Klassenkampf und proklamierst den Volkskampf?

Es gibt Leute, die geben offen zu, daß sie Kapitalisten sind, Börsenbarone, Geldfürsten, demokratische Zeitungschieber und ähnliches Gelichter. Daneben gibt es auch Idealisten, die bemühen sich wenigstens — das wirst Du nicht leugnen können — Sozialisten zu sein. Das sind wir!

Warum schlägst Du uns den Schädel ein und tust so, als wohnen auf dem Kurfürstendamm lauter Engel?

Antwort!





ines Tages kommt er auf die Geschäftsstelle und fragt, ob er etwas mitarbeiten dürfe. Er sei erwerbslos, lebe mit seiner Frau schlecht und recht von der Arbeitslosenunterstützung und stelle gern Zeit und Kraft der Partei zur Verfügung. Man nimmt ihn an, still und bescheiden setzt er sich an den ihm zugewiesenen Platz, redet kaum, macht nicht ein kleines Aufsehen von sich und seinem freiwilligen Dienst, und nach vier Monaten hat er in emsigem Fleiß die durch Verbot und Verfolgung vollkommen durcheinandergeratene Kartothek wieder in Ordnung gebracht.

Morgens kommt er als erster, und abends geht er als letzter. Der Gruß beim Kommen und Gehen ist fast das einzige, was er am Tage sagt. Gerade ich durch einen Zufall in seine Abteilung hinein, dann springt er von seinem Platz auf, steht stramm, schüttelt mir die Hand und ist gerührt und schüchtern wie ein Kind.

Er diene draußen an der Front als tapferer Feldsoldat. Nach dem Kriege wurde er Kaufmann, die Inflation warf ihn aus Brot und Beruf; er ging aufs Land als Arbeiter, verlor dann durch seine politische Propaganda Dach und Nahrung, kam zurück in die Stadt und reihte sich schweigend ein in die Armee der drei Millionen, die heute schon in Deutschland zu viel sind.

Am Abend vor einer Hitlerversammlung: er geht mit Kameraden los zum Plakatkleben. Bis zum Morgengrauen ist er auf den Beinen. Todmüde kehrt er heim. Seine treusorgende Frau zwingt ihm drei Stunden Schlaf ab, dann steht er wieder zum Dienst bereit.

Heute klopft das Herz zum Zerspringen. Das bleiche, abgehärmte Gesicht überfliegt eine jähe Röte, wenn er daran denkt, daß er am Abend zum erstenmal seinen Führer sehen und hören soll. Um 5 Uhr tritt er an zum Rassen dienst im Sportpalast. Als er sich von der Geschäftsstelle verabschiedet, fragt er in einer dumpfen Ahnung einen Kameraden: „Wer wird wohl der nächste sein, den wir beerdigen?“

Als ich gegen 6.30 Uhr zu kurzer Kontrolle in den Sportpalast komme, sehe ich ihn am Schalter hantieren. Ich kann mich nicht erinnern, ihn vorher einmal lachen gehört zu haben. Jetzt lacht er. Das ganze Gesicht verklärt eine einzige große Freude. Er ruft mir noch etwas nach, das ich im Trubel nicht verstehe.

Um 8.15 Uhr sagt ihm der Rassenverwalter: „Rüttemeyer, Sie haben Hitler noch nicht gehört, rechnen Sie schnell ab, und dann marsch in den Saal.“ Er rechnet ab. Auf den Pfennig genau. 420,40 Mark. Nun noch die Quittung, und dann weg. In die hinterste Reihe klemmt er sich, denn alles, alles ist brüdenb voll. Da steht er zwischen Tür und Angel, erlebt den Jubelsturm, als Hitler den Saal betritt, hört mit klopfendem Herzen dieses aufpeitschende Evangelium des jungen Deutschland, und am Ende erhebt er sich mit den 16 000 anderen

und singt mit Tränen in den Augen: „Deutschland, Deutschland über alles, und im Unglück nun erst recht.“

Wer wollte es ihm verargen, daß er in dieser Hochspannung der ergriffenen Gefühle noch nicht in die Dürftigkeit seines fargen Lebens zurückkann. Zwei Stunden sitzt er mit den Kameraden in freudig erregten Debatten zusammen. Dann will er heim zu seiner Frau, die gleich nach Schluß der Versammlung nach Hause gegangen ist.

An einer Straßenecke wird er angepöbelt. Er wehrt sich. Mit zwanzigfacher Übermacht schlägt man ihn nieder. Das Gesicht wird ihm im Nu zu einem blutigen Ecce-Homo zerquetscht; das Nasenbein gebrochen, die Augen blutunterlaufen, die Lippen zerrissen, so wankt er langsam, von seinen Kameraden nunmehr endgültig abgedrängt, dem stillen Ufer zu. Dort hofft er in der Dunkelheit der blutrünstigen Meute zu entkommen, vielleicht auch einen seiner Kameraden, die man wie ihn gleich gehehrem Wild einzeln durch die Straßen treibt, wieder zu treffen.

Durch die Regennacht stößt das Gauchen einer Autotage. Vollbesetzt mit rotem Blutgesindel. Hämisch grinst der Fahrer und gibt Vollgas. Unten am Ufer pürschen sie ihn auf, wie ein angeschossenes Wild. Dort lehnt ein bleicher Mann am Geländer, das Gesicht zu blutigem Brei zerquetscht. Los auf den Hund! Ein paar Schläge mit Eisenstangen auf den Kopf, daß er ganz bewußtlos wird, angepakt, übers Geländer mit der Kanaille, hinein in den Kanal! Ist er schon tot, oder stirbt er jetzt?

Man hört laute Hilferufe, während die Autotage davonrast. In den kalten, kalten Wellen geht ein Deutscher unter. Es ist nur ein Arbeiter. Was gilt das? Einer weniger von drei Millionen.

Morgens um 6 Uhr wird die Leiche geländet. In seiner Tasche findet man eine Mitgliedskarte und Propagandazettel der Partei. Sonst nichts. Kein Geld, keinen Dolch, keine Pistole. Nur Zettel, auf denen der Name Hitler steht. Der Beamte der Partei, der ihn zuerst im Schauhaus sieht, kennt ihn kaum wieder, so zerquetscht ist sein Gesicht.

Um 4 Uhr nachts wacht seine Frau auf. Es ist ihr, als hörte sie ihren Mann „Mama, Mama!“ rufen. Das war die Stunde, in der er starb.

„Selbstmord! Unfall! Betrunknen! Ertrunken!“ stammelt die Journaille.

Die Polizei faselt von einem bedauerlichen Fehltritt am Ufer. Ein todwunder Mensch ist über ein meterhohes Geländer gefallen. An der Spitze dieser Polizei steht ein Jude. Der Tote ist nur ein deutscher Arbeiter.

Die Mützen ab und die Fahnen in Trauer gesenkt! Aber nur einen Augenblick! Dann schnallt die Sturmriemen herunter und beginnt im Werk der Rache an den Vernichtern unseres Volkes. Arbeiten, Kameraden, arbeiten!

Auch dieser Tote hat ein Recht zu fordern.



**E**s ist das Wesen des Genies, das Große und Notwendige zu schauen, während das Talent es nur zu erkennen vermag. Das Genie bringt meist einen fundamental-schöpferischen Gedanken hervor und wandelt ihn in den mannigfaltigsten Formen ab. Das Talent fördert viele gute Ideen zutage, aber sie sind fast ausnahmslos schon irgendwo und irgendwann einmal gedacht worden. Zum Genie gehört das Neue, das Schöpferische, die Überschwenglichkeit und die Unbedingtheit. Das Talent begnügt sich mit dem Auch-Gelten. Es ist nicht einmalig, nicht zeitlos, nicht ewiggültig in seiner Wirksamkeit wie das Genie. Werke des Talents sind Ergebnisse von Fleiß, Ausdauer und Begabung. Das Genie ist selbstschöpferisch allein durch die Gnade.

Im Instinkt wurzelt die tiefste Kraft des wahrhaft großen Menschen. Er vermag manchmal nicht einmal zu sagen, warum alles so ist. Er begnügt sich damit: es ist so. Und dann ist es so. Was Fleiß und Wissen und Schulweisheit nicht zu lösen verstehen, das kündigt Gott durch den Mund derer, die er auswählt hat. Genie auf allen Gebieten menschlicher Wirksamkeit ist Berufung. Der schöpferische Dämon zwingt den großen Menschen so zu sein und zu handeln, wie er ist und handelt, und damit bringt er dann sein Geleß zur Erfüllung.

Wenn Hitler spricht, dann bricht vor der magischen Wirkung seines Wortes aller Widerstand zusammen. Man kann nur sein Freund oder sein Feind sein. Er scheidet die Warmen von den Kalten. Aber die Rauheit speit er aus aus seinem Munde. Es gibt Menschen, die ihn zum erstenmal als seine glühendsten Gegner hörten und nach zehn Minuten waren sie seine leidenschaftlichsten Anhänger. Er ist der große Vereinfacher, der mit wenigen Worten von den zerrissenen Problemen der deutschen Gegenwart das Beiwerk abstreift und sie in ihrer ganzen herben, nackten, unerbittlichen Grausamkeit zeigt. Vor ihm kann keine Phrase bestehen. Was gilt das alles noch, internationaler Pazifismus, Weltfrieden und Völkerbund, wenn er spricht? Die Novemberkaiser von Deutschland haben schon gewußt, warum sie diesem Mann das Reden verboten. Von ihnen aus gesehen, paßt auf Hitler das Wort, das einmal Robespierre über Marat sagte: „Der Mann ist gefährlich, er glaubt, was er sagt.“

Das Volk hat ein feines Empfinden dafür, ob man es ehrlich mit ihm meint. Der Nationalinstinkt läßt sich auf die Dauer nicht darüber hinwegtäuschen, wenn ein Mann oder eine Bewegung anders spricht als sie handelt, anders redet als sie denkt. Bei Hitler steht das außer allem Zweifel. Man lehnt ihn kategorisch ab, oder aber man sieht in ihm allein noch die Möglichkeit einer Wiederaufrichtung des Reiches. Aber niemand hat ihn je gehört, der nicht bis ins Innerste davon überzeugt wurde, daß er selbst an die von ihm vertretene Weltanschauung glaubt.



Das ist das Geheimnis seiner Kraft: sein fanatischer Glaube an die Bewegung und damit an Deutschland. Man mag ihm heute entgegenhalten, daß das was er sagt, Selbstverständlichkeiten seien. Aber leider ist ihr genaues Gegenteil heute in unserer Politik selbstverständlich. Warum kommt denn in Deutschland niemand auf den Gedanken, seine Selbstverständlichkeiten in die Praxis zu übersetzen?

Zum Staatsmann gehört dreierlei: die Gabe, instinkthast zu schauen, die Gabe, diese Schau dem Außenstehenden erkenntlich zu machen, und die Gabe, sie in politische Machtwerte umzusetzen. Der Staatsmann muß zugleich Erkennner, Redner und Organisator sein. Diese drei Gaben finden wir bei Hitler. Deshalb ist seine Propaganda heute schon mehr als Rede. Sie ist Politik, auch wenn er in der Opposition steht. Sie ist der Mittler zwischen Erkenntnis und politischer Gestaltung. Erkennen mögen viele, organisieren noch mehr, aber aus einer schicksalhaften Erkenntnis durch die Gewalt des Wortes politische Zukunftswerte aufbauen, das kann heute in Deutschland nur er. Viele sind berufen, aber wenige nur auserwählt. Wir alle sind unerschütterlich davon überzeugt, daß er ihr Wortführer und Wegweiser ist.

Darum glauben wir an ihn. Aber seiner mitreißenden menschlichen Gestalt sehen wir in diesem Mann die Gnade des Schicksals wirksam sein und flammern uns mit all unseren Hoffnungen an seine Idee und damit verbunden an jene schöpferische Kraft, die ihn und uns alle vorwärts treibt.

Zur Zukunft!

**Wölke:**  
**Ob unsere Zeichenwege**

**EIN POLITISCHER BILDSTREIFEN**

# 1. Michels Weihnachten



Alte abgelegte „Silberstreifen“





„Schlafe, mein Kindchen, schlaf ein . . .“

### 3. Michel, der alte Narr

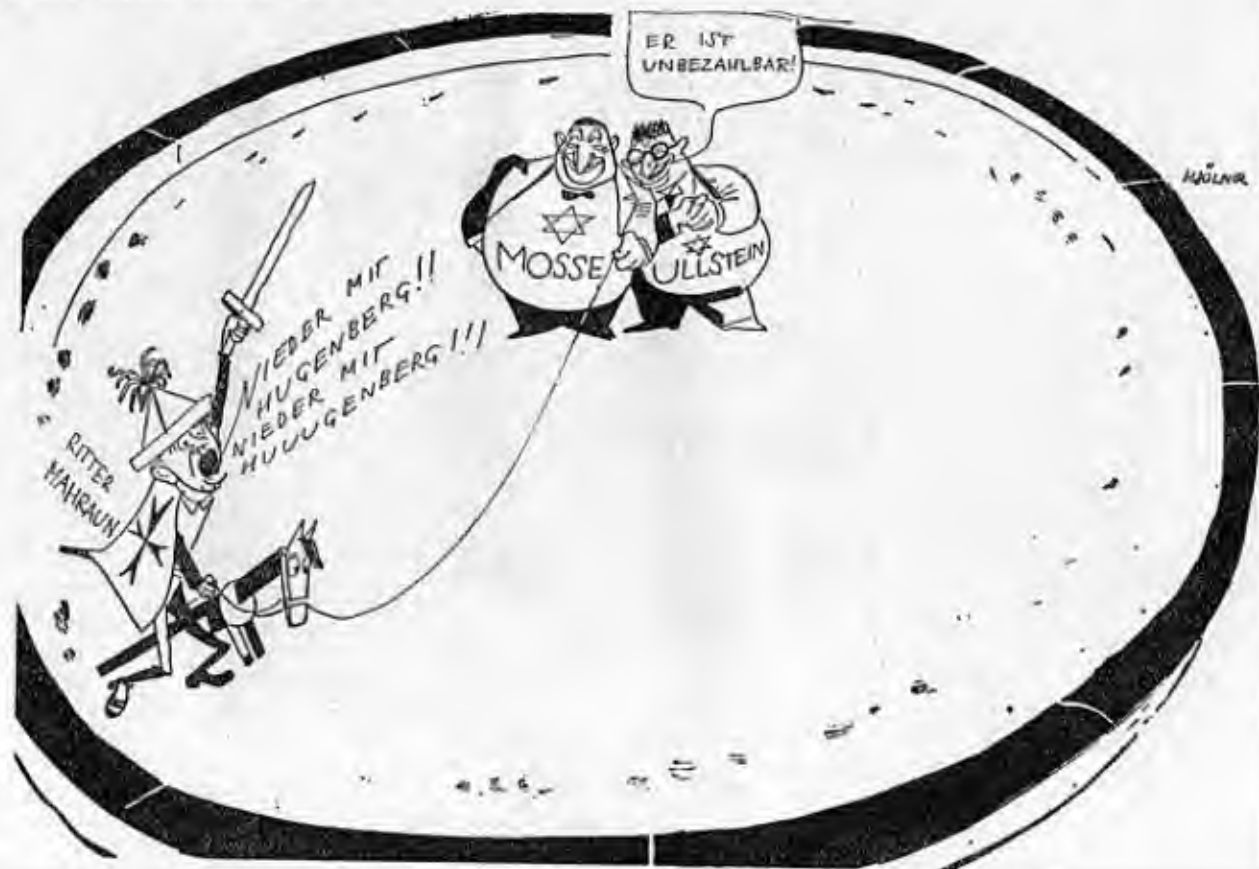


## 4. Das Geduldspiel





## 5. Der Steckenpferdreiter





6. Aus unserer Schreckenskammer

# 7. Eine schmierige Rasse



## Achtung Landwirte!

SONDER ANGEBOTE  
ZUR  
**Grünen Woche !!!**

Was der Landwirt braucht!

Für  
die  
Herrn  
Landwirte!

Grüne

Woche

GRÜNE

WOCHEN





## 8. Die Dummen werden nicht alle



Arbeiter- und Mittelsstandsgroschen bauen Paläste des Warenhauskapitals

# 9. „Feme“-Prozesse und Logik oder der Dank vom Hause Republik



In Polennot 1923  
 Hier sind die Waffen gegen die Polen!  
 Natürlich mit allen Mitteln geheimhalten!



1928/29  
 Auf Geheimhaltung der Waffen mit allen Mitteln  
 Suchtman und Todesstrafe

# 10. Das Kürbisgehirn von Schleswig-Holstein

Der  
Schleswig-  
holsteinische  
Bauer

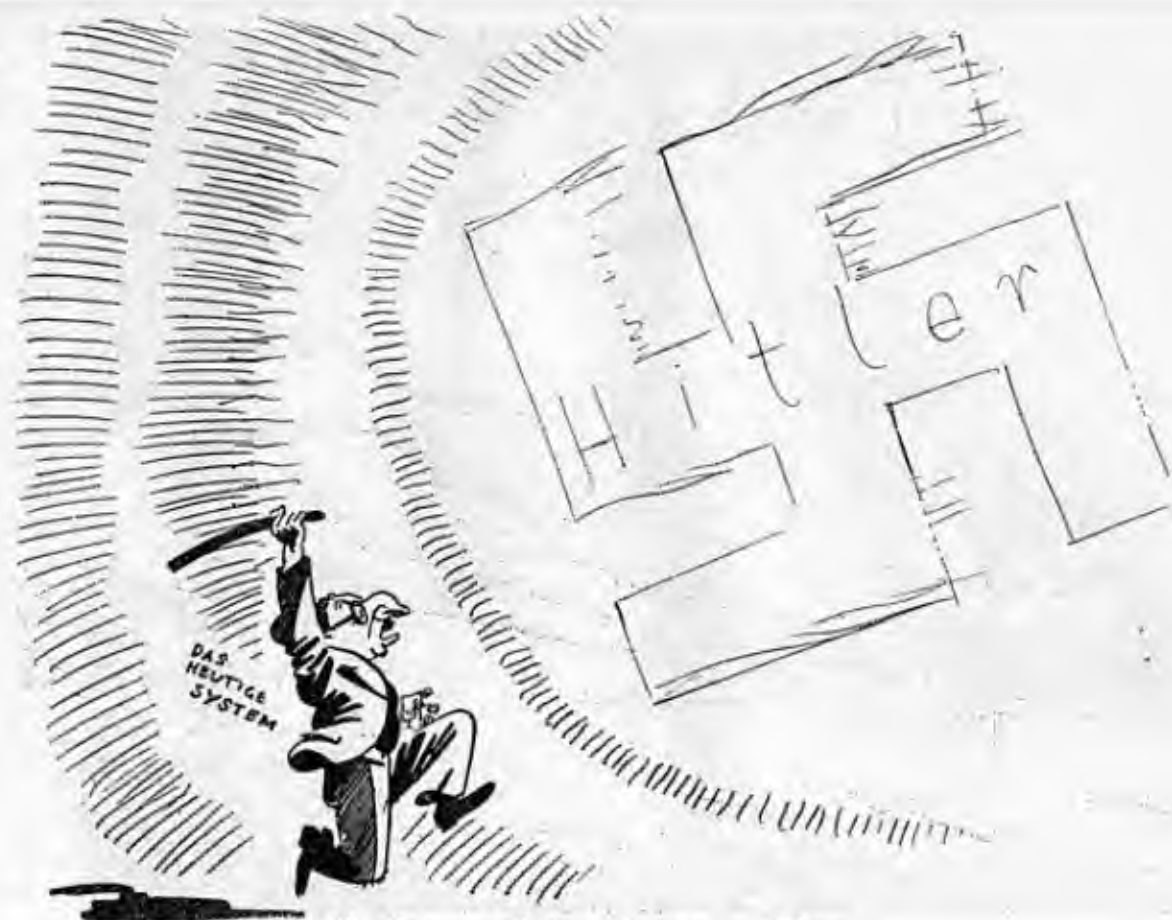
W. K.



„Ausplündern lassen!“



# Ein ungleicher Kampf



11. Gummiknüppel gegen Idee



12. Ihr zwingt uns nicht!

**Erignendolling:  
Oib die Offfoltnoiffen**

**POLITISCHE KETZEREIEN**



3

zufällig erhielt ich den Ausschnitt aus einer französischen Provinzzeitung, dessen Inhalt sich mit dem Fall Hanau-Bloch befaßte. Man kennt ihn in großen Zügen aus der Tagespresse. Frau Hanau und ihr zweiter Ehegatte, Herr Lazarus Bloch, haben in Paris einen ähnlichen Schwindel inszeniert, wie Sally Bergmann ihn in Berlin verübte. Durch Versprechung von Zinslägen „von 40 Prozent an aufwärts“ lockten sie für irgendwelche Schwindelunternehmen Dumme ins Garn, schlugen in einer eigenen Zeitung, die den hübsch doppel-sinnigen Titel „Gazette du Franc“ führte, (was sowohl auf den Franken als Geld, als auch auf den Franken als Volksstamm hinweist) gewaltig die Reklametrommel, rissen, um ein Loch zu stopfen, ein Duzend neue auf und machten schließlich eine Millionenpleite, die die gläubigen Schäflein ihrer Kundschaft viel Geld kostete.

Es wäre alles weiter nicht besonders bemerkenswert, denn derlei Vorkommnisse werden sich wiederholen, solange wir die heutige, auf den Wucherzins aufgebaute Geldleihe als Wirtschaftsgrundlage haben.

Bemerkenswert ist aber dies:

Die in Rede stehende französische Provinzzeitung erzählt ihren Lesern eindringlich und offenbar guten Glaubens voll, Madame Hanau und ihr Kumpan Bloch seien Deutsche gewesen, und da könne man wieder einmal sehen, welche eine gewissenlose, raffgierige Bande diese Deutschen darstellten, die nach Frankreich kämen, um den dortigen armen Rentnern ihre sauer ersparten Centimes abzugaukeln.

Ist es nötig zu sagen, daß die Hanau und der Bloch ebensowenig Deutsche sind, wie ein Dahomey-Neger Franzose ist, sondern daß sie Juden sind, Juden, nichts weiter?

Es ist nicht nötig, weil es zwecklos ist. Die wohlbreffierte, durch jahrzehntelange „demokratisch“-freimaurerische Regierung verseuchte Presse Frankreichs wird niemals in diesem Sinne der Wahrheit die Ehre geben. Für sie sind Madame Hanau und Bloch „Franzosen“, wie sie ja auch den Dahomey-Neger als Franzosen ansieht, wenn er die französische Staatsangehörigkeit erworben hat; das französische Volk aber, die französische Provinz, die sich immerhin noch soviel klares Empfinden bewahrt haben, daß sie einsehen, ein Franzose könne weder Bloch noch Hanau heißen, stempeln sie zu Deutschen. Es ist schon immer so gewesen: da die meisten, vor allem die aktivsten und gerissensten Juden in aller Welt deutsch klingende Namen haben, wird eben in aller Welt jüdisches Wesen, werden jüdische Untaten dem Deutschtum in die Schuhe geschoben.

In Paris hat soeben ein ehemaliger Minister, mit Namen Klotz, auch ein Jude, Wechsel gefälscht, wie das von Zeit zu Zeit in jeder gutgeleiteten „Demokratie“ vorkommt. In Wien ist die größte bisher existierende Scheckwindler-

bande, die ganz Europa unsicher machte, aufgehoben worden; dort hatte die Bande ihren Hauptsitz, da Wien seit der Revolution das Dorado aller Schieber ist. Es handelt sich um die Herren Friedländer, Selig Drillmann, zwei „Polen“ namens Alster und Goldstaub, einen Kaufmann Ephraim Bienstock und einen Agenten mit Namen Dufas.

Wann — wann endlich wird es sich herumgesprochen haben, daß das Deutschtum für alle diese Leute so wenig verantwortungsvoll gemacht werden kann, wie etwa dafür, daß ein Schakal eben ein Schakal ist und bleibt und ein Nasgeier eben nie etwas anderes fressen wird als Nas, — bis an das Ende aller Dinge?



ie jüdische Presse hat bekanntermaßen die Bildung gepachtet. Wer's nicht glaubt, lasse sich von der „Textil-Zeitung“ belehren, allwo in der Nummer vom 28. September zu lesen steht: „Das Schiff landet in La Paz, der Hauptstadt Boliviens; der Schwarm der Journalisten ergießt sich an Bord.“ Möglich, daß der Typ des rasenden Reporters schon die bolivianischen Gefilde mit geistigem Guano besleckt; aber an Bord können sich die Herren vom großen Geschrei in diesem Falle nicht gut ergossen haben; sitemalen La Paz, Boliviens Hauptstadt, ein paar hundert Kilometer landeinwärts mitten im Hochgebirgsland der Anden gelegen ist.

Wenn man vom Schreibtisch aus Reiseberichte schreibt, können solche Irrtümer natürlich einmal passieren. Erstaunter waren wir schon über die neuen ethnologischen Erkenntnisse, die uns die „Rote Fahne“ vom 21. Oktober vermittelte. Da ist in einem Aufsatz, der aus Gott allein weiß welchen Gründen „Zwei Millionen Volt“ heißt, zunächst einmal von Tirolern die Rede. Worauf der geneigte Leser bildlich beim Genid gepackt und ins Hochland von Tibet versetzt wird, zu den „dort seit tausend Jahren auf demselben Niveau lebenden Beduinen“. Daß zwischen Tirolern und Beduinen Parallelen in bezug auf die Lebensführung bestehen, haben wir noch nicht gewußt. Auch nicht, daß in Tibet Beduinen wohnen, die doch sonst sich in Nordafrika und Syrien zu tummeln pflegen. Offenbar handelt es sich bei diesen entarteten Nomaden um einen Volksteil, der mit den sogenannten, auch in Berlin häufiger vorkommenden, Libanon-Tirolern Ähnlichkeit hat.

\*

Überhaupt scheinen die geographischen Exkursionen jüdischer Literaturhelden in letzter Zeit vom Glück nicht sehr begünstigt zu sein. Herr Georg Bernhard nämlich hat sich wieder einmal veranlaßt gefühlt, in der „Vossischen Zeitung“ Mussolini darüber Vorschriften zu machen, wie er Italien zu regieren habe, bzw. wie er, Schorsch, die Riste schmeißen würde, wenn man einsichtig genug gewesen wäre, ihn zum italienischen Diktator zu machen. Dafür muß er sich von der faschistischen Zeitung „Popolo d'Italia“ sagen lassen, er sei „ein unverschämter Lügner“, ein tief gesunkener „unruhiger Aufrührer“ mit mangelhafter „journalistischer Ehrlichkeit“, der „stupide und blöde“ Artikel verzapfe; außerdem sei er nur „zu zwanzig Prozent Deutscher“.

Wir müssen diese Charakteristik auf das Schärfste zurückweisen. Wenn der jüdische Herr Bernhard auch nur zu einem Prozent Deutscher wäre, hätten wir uns schon längst zu Tode geschämt, daß wir selber Deutsche sind.





### 3. Musikalische Reparationen

an dem Riesenbetrag von 2½ Milliarden, den wir alljährlich als Erfüllung des Dawesplanes den Finanzgewaltigen unserer Feinde im Weltkriege zahlen müssen, stehen auch die sogenannten Sachlieferungen auf Reparationskonto.

Wenn beispielsweise Frankreich einen neuen Riesenbagger braucht, um seine Kriegshäfen zu erweitern, und seine eigene Industrie für einen solchen Großauftrag gerade nicht disponiert ist, so wendet es sich an Deutschland und läßt sich das Ungetüm durch Vermittlung des Reparationsagenten und der deutschen Regierung „auf Reparationskonto“ von einer deutschen Firma bauen. Der Gegenwert wird auf die deutschen Jahresleistungen gutgeschrieben, d. h. Frankreich bekommt seinen Bagger umsonst, und da die deutsche Firma natürlich nichts gratis herstellen kann, vergütet ihr unsere Regierung den ausgeworfenen Betrag aus den Staatseinkünften. So daß also letzten Endes der deutsche Steuerzahler es ist, der die Sache bezahlt.

Auftragserteilung, Gutschrift und Verrechnung solcher Reparationslieferungen vollziehen sich nach einem sehr komplizierten Verfahren. Es ist aber immer noch nicht verwickelt genug, um nicht schlauen Leuten die Möglichkeiten zu allerhand gewinnbringenden Betrügereien offen zu lassen. Die Leute heißen meistens Lewy oder Netter oder Wertheimer, und es wird ihnen nach menschlicher Voraussicht nicht viel passieren, weil bei der Affäre auch ein paar französische Abgeordnete beteiligt sein sollen.

Aber auch sonst geschehen bei diesen Reparationslieferungen merkwürdige Dinge, die den Harmlosen in Erstaunen setzen.

So hat im letzten Jahre Griechenland fünf Klaviere verlangt und erhalten. Man könnte das eben noch verstehen, wenn es fünfhundert oder auch fünfzig gewesen wären. Jedoch die Zahl fünf fordert geradezu den Verdacht heraus, daß da ein paar „olle Griechen“, die irgendwo beziehungsreich an der Spitze sitzen, sich ihren Haushalt durch ein prima preiswertes deutsches Klavier verschönert haben.

Wozu in aller Welt hat Jugoslawien ferner ausgerechnet 14 Grammophone auf Reparationskonto nötig gehabt und Belgien eine Kiste — Mundharmonikas?

Nun sitzen sie in Athen und in Brüssel und in Belgrad und machen Musik. Musik, die dem Wissenden klingt, wie die Flöte aus dem Bein des Erwürgten im Märchen: tragisch und schauerlich, ein höhnischer Sang, der all die vielen Neben von Friede und Gerechtigkeit begleitet.

Denn die anderen musizieren, indes der Hunger durch deutsche Gassen schleicht.



#### 4. „Es gibt keinen Mädchenhandel“

Es gibt kein Jenseits, es gibt keinen Gott. Die sogenannten Aufklärer waren es, die vor hundertfünfzig Jahren glaubten, durch beharrliches und immer wieder betontes Aussprechen dieser Worte den Glauben an ein höheres Wesen im Menschengeschlecht ersticken zu können.

Die Taktik ist alt, Dinge, die man nicht wahr haben will, einfach zu leugnen, ihr Dasein abzustreiten.

Herr Richard Raß, jüdischer Weltreisender der „Berliner Morgenpost“, hat neuerdings auf die gleiche Weise das Problem des Mädchenhandels gelöst.

Herr Richard Raß dekretiert: „Es gibt keinen Mädchenhandel.“ Alles, was darüber geschrieben und gesagt wird, ist Phantasie, Lüge hysterischer Frauenzimmer, Schwindel eifriger Vorstandsdamen irgendwelcher wohlthätiger Vereine.

Bekanntlich steht Herr Weiß, Vizepräsident des Berliner Polizeipräsidentiums und Inhaber eines gesetzlich geschützten Vornamens Bernhard, auf dem gleichen Standpunkt.

Zwei Juden, die den Mädchenhandel bestreiten. Ist das nicht ein wenig auffällig in Anbetracht der Tatsache, daß neunundneunzig Prozent aller bekannt gewordenen Fälle von Mädchenhandel auf jüdische Händler und Agenten zurückgehen?

Wenn schon die Existenz des Mädchenhandels aus gewissen „taktischen“ Gründen verschwiegen und bestritten werden soll, hätte „man“ wenigstens so schlau sein sollen, sich als Goldschreiber zur Abwechslung und Beträufung auch einen — mindestens einen — zweifelsfreien Goj zu dingen. Es laufen ja heutzutage genug talentlose Schriftsteller herum, die gerne für ein Zipselchen schnell angefacten Weltruhms auch den jüdischen Mädchenhandel reinwaschen.

Trotz der laut Statistik des Berliner Polizeipräsidentiums im vergangenen Jahre in der Reichshauptstadt verschollenen und verschwundenen über 600 Mädchen und Frauen!

Wo sind diese Unglücksweisen bloß hingekommen? In Atome zerstoßen sind sie nicht, Mädchenhändler gibt es nicht, Ritualmorde gibt's auch nicht; ja, wo sind sie nur geblieben? Einigen wir uns mit Herrn Raß: genau wie die Sowjetregierung alle Leute totschießt, die das Wort „Ritualmord“ nur in den Mund nehmen, gibt Herr Severing demnächst eine Verfügung heraus, deren einziger Paragraph lautet:

„Wer an Mädchenhandel glaubt, wird wegen Untergrabung der jüdischen Stützen des Staates mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft.“

Damit diese ewigen Märchen endlich aufhören.

Freilich mußte gleichzeitig durch Rabbinatebschluß dem Berliner Polizeipräsidentium nahegelegt werden, in Zukunft bei Herausgabe seiner Statistiken vorsichtiger zu sein.

## 5. Was kostet ein Leben?



Was ein Leben kostet? Müßige Frage, sollte man denken; es kostet eben — das Leben! Es scheint aber, als werde zur Zeit an der internationalen Vogenbörse das Menschenleben weit unter pari gehandelt.

Herr Bela Ruhn-Rohn, der gering gerechnet und ohne seine neuere Tätigkeit bei der Tscheka in der Krim mitzuzählen, 177 Menschenleben auf dem Gewissen hat, ist in Österreich zu einem Vierteljahr Gefängnis verurteilt worden. Das macht auf das vernichtete Leben einen halben Tag.

Das Urteil im Berliner Sensationsprozeß gegen einen gewissen Kirschner, der seine Geliebte auf offener Straße durch einen Pistolenschuß „erledigte“, bewertete das Menschenleben mit  $2\frac{1}{2}$  Jahren Gefängnis. Wenn Kirschner das Urteil gegen Bela Ruhn liest, wird er sich mächtig benachteiligt fühlen, obwohl er sich eigentlich sagen muß, daß er weder „politischer“ Massenmörder noch Jude ist und infolgedessen auf noch großzügigere Milde keinerlei Anspruch stellen kann.

Der Held von Leiferde, Schlesinger, hat 26 Menschen auf dem Gewissen und ist zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Er ist jugendlich, wird daher spätestens in 15 Jahren begnadigt und wieder in den Kreis seiner Rassengenossen zurückkehren können. Macht pro Leben kaum ein halbes Jahr Zuchthaus.

Anfermann, der Isidor Harden-Wittkowsky etwas auf die Rübe klopfte, die damals schon reichlich morsch war, was aber trotzdem keinen großen Schaden anrichtete, so daß besagter Wittkowsky durchaus mit dem Leben davon kam, mußte geschlagene sechs Jahre brummen. Willy Günther, der bei der Affäre Rathenau einige unwesentliche Handreichungen tat, desgleichen. Gustert machte Herrn Scheidemann ein wenig mit Blausäure naß, verbüßte vier Jahre Zuchthaus.

Den Unbekannten, der in Breslau unter ritualmord-verdächtigen Umständen die kleinen Kinder Gohse abschlachtete, hat man vorsichtshalber erst gar nicht erwischt.

Summa Summarum: Der Wert eines Menschenlebens ist um so größer, je jüdischer das Opfer, er ist um so kleiner, je jüdischer der Täter ist.

Das Ganze nennt man seit 1918 „irdische Gerechtigkeit“.



## 6. Von Spießern und Schnaps

Ein Angeklagter in einem politischen Prozeß: „Ja, wenn man auf der IA, bei der politischen Polizei, Schnaps spendiert bekommt und mitten in der Nacht zur Vernehmung geweckt wird, da kann man leicht unklare Aussagen machen.“

**S** in Moabit rollte der Prozeß, der einen Überfall auf Nationalsozialisten durch Kommunisten auf dem Bahnhof Lichterfelde zum Gegenstand hatte.

„Politische Rowdies“, sagt die bürgerliche Presse. Der Spießer, der frühmorgens wohlausgeschlafen seine Semmel in die Kaffeetasse stippt, schüttelt abweisend und milde tadelnd sein Haupt. „Politische Rowdies.“ Damit ist für ihn der Fall erledigt. Wozu müssen sich diese Jungs in die Politik mischen und sich auf Bahnsteigen mit Kommunisten herumprügeln, wo doch alles soweit in Ruhe und Ordnung seinen geregelten Gang geht. Demnächst gibt es Neuwahlen. Das „souveräne Volk“ wird seinen Willen kundtun. Für die nötige Silberstreifenverbrämung sorgt Herr Stresemann. Wozu also diese ewigen Prügeleien?

Dann schnallt sich der Spießer seinen Bauch um und geht ins Geschäft. Wahrscheinlich findet er bei der Frühpost ein amtliches Schreiben, das ihn zur Veranlagung der demnächst fälligen Steuererhöhungen geziemend auffordert.

Jetzt geht der Spießer an das Geheimschloß seines Büroschranks und genehmigt sich aus dessen Beständen einen Schnaps. Verfluchte Zeiten sind's doch. Diese Steuern! Wenn man bedenkt — alles für die Entente.

Aber diese Nationalsozialisten werden es auch nicht ändern. Politische Rowdies — na, ja!

Dieser Spießer, das ist ein Typ, der schon im alten Rom zu Hause war. Cäsar kennzeichnet ihn, wenn er zur Erleichterung seiner hochfliegenden politischen Pläne wünscht, von fetten Männern umgeben zu sein, „fahlköpfig und gesunden Nachtschlafs“. Aber überall und immer standen hinter und neben den Spießern — die anderen. Die Unzufriedenen, die Ruhelosen, die Besseren — die Idealisten.

Heutzutage „politische Rowdies“ genannt. Erst die Nachwelt läßt ihnen gewöhnlich im hellen Lichte objektiver Historie Gerechtigkeit widerfahren.

Dieser „politische Rowdy“ hat in unserer Geschichte nicht die schlechteste Rolle gespielt. „Rowdies“ waren es in den Augen der „gutgesinnten“ Spießer, die als Landsknechte und „Reisläufer“ den Ruhm deutscher Wehrhaftigkeit durch alle Lande trugen. „Rowdies“ die Kolonisten, die im Gefolge der Ordensritter sich mit den Polen balgten um deutsches Neuland. „Rowdies“ die Krieger, die 1704 Gibraltar — für die Engländer, leider — eroberten und es ein halbes Jahrhundert später verteidigten gegen Franzosen und Spanier, wieder für die Engländer. „Rowdies“, wohin wir blicken.

Nur ein Unterschied ist heutzutage. Früher da trugen die „Rowdies“ für fremde Mächte in fremden Ländern ihre Haut zu Markte. Heute — wollen sie

ihre Heimat erobern. Gegen den Widerstand des gleichen Feindes freilich, der immer da und ewig ist: die Verstandnislosigkeit und Schwerfälligkeit des Mannes mit dem wohlgerundeten Bauche, dem sein guter Nachtschlaf über alles geht.

Der „politische Rowdy“ wird seine historische Mission zu Ende führen. Man kann ihn niederknüppeln, — aber seinen Geist nicht töten. Denn ohne ihn wäre jede Politik längst im eigenen Fett erstickt.

Daran wird auch der nächstlings spendierte Schnaps der Abteilung IA, bei der politischen Polizei, nichts ändern!

## 7. Oh, daß wir tausend Orden hätten!



ie deutsche Republik hat den ersten König, der besuchsweise in ihren Landen weilte, mit königlichen Ehren empfangen: Amanullah von Afghanistan.

Wir sind nicht so kleinlich, derlei Zeremoniell in Bogen und Bausch zu verdammen. Es kann politisch durchaus gerechtfertigt werden, daß aus politischen Gründen ein fremder Souverän eindrucksvoll eingeholt und traktiert wird. Wobei allerdings die Frage offen blieb, ob in vorliegendem Falle die Festigung der freundschaftlichen Beziehungen zum weltentlegenen Afghanistan ein Äquivalent bieten würde für die immerhin nicht unerheblichen Kosten des königlichen Besuches. Und ferner konnte man der Meinung sein, es sei besser, es werde einem fremden Herrscher das wahre Deutschland gezeigt und nicht ein potemkinsches Dorf: „Es tut uns leid, Majestät Amanullah, aber wir sind ein armes Land und nicht in der glücklichen Lage wie Frankreich, auf fremder Leute Reparationskosten auswärtige Ehrengäste erfrischen zu können. Im übrigen sollen Sie uns willkommen sein.“

\*

Wie konnten unsere Republikaner ehemals so tapfer schmälen über den „sinnlosen Byzantinismus“, den Prunk, der entfaltet, und die Kosten, die verursacht wurden, wenn der Kaiser einen befreundeten Monarchen zu Gast lud.

Die Zeiten ändern sich. Nur der „Demokrat“ bleibt ewig. Ewig ist sein Lösungswort, das da heißt: „Scher dich weg, damit ich mich an deinen Platz setzen kann.“ Und der Neid ist der Vater aller „demokratischen“ Dinge.

Orden sind die Abzeichen knechtischer Gesinnung, solange — sie die anderen tragen; aber etwas Herrliches, wenn damit demokratisches Knopflochweh gestillt wird. Umgang mit Fürsten sucht der hundertprozentige Patentrepublikaner nur insofern, als er Gelegenheit hat, sie anzupöbeln und sich über sie lustig zu machen, — es sei denn, ein Königsempfang sei dazu dienlich, republikanische Bratenröcke in Königsdüften spazieren zu tragen. Dann hat auch das ein anderes Gesicht.

Alles Militärische ist dem Demokraten suspekt, riecht nach Reaktion und ist an Zahlabenden und in Zeitartikeln Gegenstand augenrollender Entrüstung. Jedoch, — wenn die Amanullahs kommen, und „der Republik“ die Ehre antun, da tut es sogar dem Kriegsdienstverweigerungs-Propagandisten wohl bis in die Fingerspitzen, wenn hinter ihm die Trommeln ein kriegerisches Getöse anheben, — wie er sich einbildet, zur Ehre der Republik.

\*

Symbol: am Lehrter Bahnhof, wo seine orientalische Majestät Amanullah I Berliner Boden zu betreten geruhten, war an hohem Mast ein Emblem zu

schauen, das einer Königskrone verzweifelt ähnlich sah. Glanzt von den schwarz-rot-gelben Farben — der Republik.

\*

Republikanische Eitelkeit trägt alles, duldet alles. Selbst den Fluch der Lächerlichkeit. Ohne Rücksicht auf die Unkosten.

Diese Demokraten speien ihren eigenen Grundsätzen ins Gesicht, wenn sie hoffen dürfen, es gelänge ihnen, sich majestätisch zu bekleiden, und der berühmte „Männerstolz vor Königsthronen“ zerfliehet wie Spreu vor den Winden demokratischer Blähungen, wenn das „souveräne Volk“ einen leidenschaftlichen König vorgeführt bekommt.

Wie schön muß es erst werden, wenn General Dawes in Berlin einzieht.



M

ein Freund Jochen van den Peereboom ist einer der merkwürdigsten Käuze, die Gottes Erdenrund zur Zeit bevölkern.

Er stammt von der Waterkant, seine Vorfahren saßen in Holland, — daher der Name Peereboom, — er ernährt sich von Kunstdünger, was natürlich nicht wörtlich zu nehmen ist. Seines Zeichens ist er nämlich Agent in landwirtschaftlichen Produkten.

Peereboom ist besonders stolz auf seine Vorfahren, von denen die meisten wohlhabende Kaufleute waren. Bis auf einen, der Peereboom am engsten ans Herz gewachsen ist. Der hieß Jan Willem van den Peereboom und war zur Zeit der denkwürdigen Belagerung der Antwerpener Zitabelle durch die Franzosen und Belgier im Jahre 1831 holländischer Artillerieleutnant.

Es war damals noch die schöne Zeit, wo ein beherzter Krieger Bomben, die der böse Feind herüberschoß, vom Boden aufgreifen und über die nächste Mauer feindwärts werfen konnte, allwo sie dann freipierten, ohne den eigenen Truppen Schaden zuzufügen. Das ging freilich nicht immer gut. Manchmal platzte die häßliche Bombe doch ein paar Sekunden früher, als sie sollte.

Der Leutnant Peereboom muß jedoch einen ganz besonderen Schutzengel gehabt haben. Als er sich auch einmal im heldenhaften Bombenschmeißen versuchen wollte, rutschte ihm das fauchende und schwälende Ding aus den Händen, — es gab einen Krach, — Rauch, Dreck und Qualm umhüllten den Ahnen meines Freundes Peereboom, und alles, was drum rum stand, dachte: Armer Peereboom! Aber als der Schwaden sich wieder gelegt, da stand jener, mit ziemlich bummem Gesicht zwar, aber sonst wohlbehalten und unverletzt. An Leutnant Peereboom war so etwas wie ein Wunder geschehen.

„Siehst Du“, so pflegt mein Freund Jochen diese grausliche Erzählung zu beenden, „so is dat nu. Wäre Jan Willem Peereboom nicht von dieser Franzosenbombe verschont geblieben, wäre ich, Jochen Peereboom, heute auch nicht auf der Welt. Oder, wenn man bedenkt, daß der Leutnant Peereboom seinen Tod selbst verschuldet haben würde, weil ihm des Teufels Großmutter den Gedanken einblies, er müsse auch einmal so eine Bombe zwischen die Häuste nehmen, — kann man da nicht sagen, mein Sein oder Nichtsein hat damals, vor halb hundert Jahren, daran gehangen, ob der Leutnant Peereboom gerade mutig oder schlecht gelaunt war?“

Auf diese Art treibt mein Freund Peereboom Ahnenforschung. Er rechnet sich aus, wie oft einer seiner Vorfahren in Seenot, in Feuersbrünsten, in Kriegsgefahr war und freut sich, daß sich alles immer noch gut gewendet hat, damit schließlich als Endeffekt er, Jochen Peereboom, heute künstlichen Dünger verkaufen kann.

Neulich kam er ganz aufgeregt zu mir. Er war im Reichstag gewesen.

„Der Stresemann“, sagte Peereboom, „das ist ein Kerl. Macht ganz nach meinen Theorien Politif. Hat mir ausgezeichnet gefallen.“

„Nanu“, sage ich, „Politif nach Peereboom-Theorien?“

„Ja, er hat so wunderbar ausgeführt, wie die deutsche Außenpolitif deshalb erfolgreich genannt werden muß, weil sie eigentlich bisher nur Mißerfolg hatte. Und daß der Locarnogeist zwar tot sei, man aber weiter an ihn glauben müsse. Ist das nicht wie Jan Peerebooms Bombe, die den Jan eigentlich hätte zerreißen sollen, es aber nicht tat, weil ich sonst gar nicht auf die Welt gekommen wäre?“

„Freilich“, setzte er nach einer Weile tiefsinnig hinzu, „ich kann mich natürlich nicht mit Stresemann vergleichen, wo ich doch bloß Kunst dünger verkaufe.“



Es gibt Leute, die haben's nicht leicht hienieden. Und die Gegenseitlichkeit des Weltgeschehens bringt es mit sich, daß diejenigen es am schwersten haben, die im Grunde genommen mit Arbeit am wenigsten überlastet sind: all die Hunderttausende, die allwöchentlich nur einen Gang unternehmen müssen; den zur Arbeitslosenfürsorge, wo man ihnen mit einem Stempelbrud bescheinigt, daß das Leben der Schönheit und Würde der Daweskolonie pro Woche fünfzehn Mark wert ist.

Leider, leider sind diese Dawespensionäre vom Dienste am Volke ausgeschlossen. Brach liegt ihre Arbeitskraft. Mißmutig sitzen sie daheim am wohligen gekühlten Ofen, querköpfig und mürrisch. Nur selten kräuselt ein Dankgebet die Lippen dieser undankbaren Gesellen, die da nicht begreifen, daß es für einen staaterhaltenden Zeitgenossen eine Lust sein muß zu leiden, wenn andererseits der Segen des Herrn — Parker Gilbert — so sichtbarlich auf dem auserwählten Volke ruht.

Trost und höchste Erbauung aber muß es uns allen bedeuten, sehen wir „deutsche Männer und Frauen“ sich im Dienste der Öffentlichkeit mühen, ohne Entgelt, ohne Anspruch auf Ruhm, Ehre, Anerkennung, — reine Fanatiker der Idee des Dienemwollens.

„ . . . Ist der Reichsaußenminister nicht in Genf oder sonst außerhalb Berlins, so sieht das Ehepaar Stresemann viel Gäste in kleinerem Kreise bei sich zum Frühstück, um die Mittagsstunde und abends zum Souper. Dann kommen im Winter die parlamentarischen Bierabende, die großen Routs und Bälle. Zu diesen winterlichen Festen gesellen sich im Sommer Zusammenkünfte in dem schönen, mit alten Bäumen bestandenen Garten, und die Montag-nachmittage, an denen Frau Stresemann ihren Jour hat. Unterstützt von sieben jungen Attachés, empfängt Frau Stresemann zwischen 5 und 7 Uhr.

. . . denn wer einen so großen offiziellen Salon macht wie Frau Stresemann, steht zweifellos im Dienste des Vaterlandes. Jede Repräsentation großen Stils ist eine harte Leistung.“

So plaudert das „Magazin“ des jüdischen Eysler-Verlages treuherzig mit seinen Lesern.

Ja, — wir glauben schon, daß bei dem ach so schweren Dienst des Salon-gequatsches der Herren und Damen Diplomaten allerlei herauskommt. So mag es sicherlich bei einem Frühstück oder Souper gewesen sein, als der damalige Botschafter Englands Herrn Stresemann tückisch die Idee des deutsch-französischen „Sicherheitspakt“ einblies, durch den wir, ohne Gegenleistungen zu empfangen, auf jede aktive Politik Frankreich gegenüber verzichteten. Und es mag wohl manchmal „eine harte Leistung“ sein, unter der Maske des am parlamentarischen Bierhahn laugenden Biedermannes oder die Teetasse mit

graziös gespreizten Fingern balancierend, die deutsche Politik unter freundlichen Reden dahin zu drehen, wohin das Interesse der Großbankiers es wünscht.

So ist es denn nicht mehr als billig, wenn das „Magazin“ auch ein Konterfei der Frau Außenministerin Stresemann bringt. Als einzige „Dienerin am Volke“ mitten unter einem Duzend Bildern von Kokotten, Tangirls, Probierdamen und Filmsternen.

Der „Dienst am Volke“ ist schwer. Ehre, wem Ehre gebührt





## 10. Um den heißen Brei

Wie war es doch? Stärken wir ein wenig das Gedächtnis unserer leichtlebigen, schnell vergessenden Zeit:

In Magdeburg wird eines Tages ein Kaufmann Sellwig ermordet. Ein früherer Handelschüler Schröder wird verhaftet, weil er mit dem Mord in Zusammenhang stehen muß. Die Aufklärung stößt auf Schwierigkeiten. Es entsteht der Verdacht, daß auch ein Kaufmann Haas irgendwie mit dem Mord in Zusammenhang stehen müsse. Er wird ebenfalls verhaftet. Zweimal wird sein Antrag auf Haftentlassung von der Staatsanwaltschaft, die das Ergebnis der Vernehmung des Untersuchungsrichters eingehend nachprüfte, abgelehnt.

Plötzlich ändert sich das Bild. Haas wird von links verteidigt: die Judenpresse heult „Justizskandal“. Es stellt sich heraus, daß der jüdische Herr Haas irgendwie dem Reichsbanner nahesteht, wahrscheinlich als Geldgeber.

Wer hat die Presse der Linken umgestellt? Unzweifelhaft die hohen Behörden Preußens in Magdeburg, insbesondere der damalige Oberpräsident und Reichsbannergeneral Hörsting. Man sucht, zumal durch die Presse, einen Druck auf die untersuchenden Richter auszuüben. Die Richter verteidigen ihre Unabhängigkeit, sobald die Polizei den Versuch macht, in das Untersuchungsverfahren einzugreifen, ohne auf die Vollmachten der Richter Rücksicht zu nehmen. Sie greifen schließlich zu dem Mittel, einen Brief, den der Untersuchungsrichter an den Magdeburger Polizeipräsidenten richtete, durch die Presse zu veröffentlichen. Der ganze preußische Beamtenapparat bedient sich gleichfalls in größtem Umfange der Presse.

Schließlich wird die Leiche des Ermordeten im Keller des Hauses von Schröder gefunden. Die Braut des Schröder wird in Köln verhaftet. Schröder legt ein Geständnis ab. Haas wird freigelassen, Schröder wird wegen Mordes verurteilt.

Gegen den Untersuchungsrichter Kölling und den Landgerichtsdirektor Hoffmann aber wird ein Disziplinarverfahren eröffnet, weil sie in „unzulässiger Weise“ sich durch die Presse an die Öffentlichkeit gewandt hätten. Und dann standen sie vor dem Disziplinarssenat des Berliner Kammergerichtes.

Schon einmal wurde die Verhandlung vertagt, weil das Disziplinargericht auf den Mordfall selber noch einmal eingehen wollte.

Es erhebt sich nun eigentlich die Frage: Wie kam Hörsting zu seinem Eintreten für Haas? Warum legte sich die Linkspresse für Haas so stark ins Zeug?

Man ahnt, in welcher Richtung die Antworten liegen, wenn man erfährt, daß nach Lage der Dinge der Mörder Schröder einen Mitwisser, einen Helfershelfer, einen Auftraggeber gehabt haben muß!

War Haas, der Jude, vielleicht doch nicht so ganz unschuldig?

Liegt der Justizskandal nicht wahrscheinlich ganz anderswo, als man es jetzt wahr haben will?

Es wäre besser gewesen, über diese Dinge Klarheit zu gewinnen, anstatt zwei Richter wegen eines schlimmstenfalls formalen Verstoßes zu „disziplinieren“.

Aber man ist es ja gewohnt, daß die Demokratie um gewisse Dinge ihres Korruptionsfumpfes milde vertuschend und klug ablenkend hinweggeht.



## 11. Demokratische Laienpredigt

Das einzige, was in dieser Demokratie noch helfen kann, ist ein bides Fell. Je besser Du mit Wurschtigkeit und Bedenkenlosigkeit gewappnet bist, desto weiter wirst Du's bringen. Hast Du dazu noch eine eberne Stirn, ein Brett vor'm Kopf und das richtige Parteibuch, steht Dir die Laufbahn des Bongen offen.

Dann kümmert Dich nicht mehr die Not des Volkes. Die zweieinhalb Millionen Arbeitslosen, die weiteren Millionen Kleinrentner und sonstigen Erben des Dawesglücks dienen Dir nur noch als willkommener Hintergrund, von dessen Elendsgrau sich Deine täglich wohlgenährter werdende Gestalt mit Dienstwohnungsvilla und Pensionsberechtigung um so plastischer abhebt. Du hast den tiefsten Sinn der liberalen Demokratie ausgeschöpft: Du bist satt, Du hast ausgesorgt; mögen „die Anderen“ leben, wie sie zurechtkommen! Warum sind sie auch so bämlich?

\*

Wirf alle Grundsätze über Bord! Das ist Ballast für die Dummen. Halte Dich an bewährte Vorbilder und verbanne alle falsche Bescheidenheit. Was andere können, kannst Du schon lang. Gib Dich niemals mit Kleinigkeiten ab. Wenn der Herr Oberregierungsrat Damm über den Verbleib eines Hunderttausendmarktscheds keine Auskunft geben kann, Herr Mousang von der Porzellanmanufaktur ein Achtunderttausend-Mark-Defizit verursachte, Herr „Altreichs-kanzler“ Bauer von Barmat runde holländische Gulden bekam, Herr Scheidemann in kaiserlichen Schloßmöbeln wohnte, Herr Ministerpräsident Braun von Geldern der Steuerzahler ein altes königliches Jagdschloß seiner würdig ausstatten läßt mit Autogaragen, Radio, elektrischem Licht, Dampfheizung, eigenem Telephontabel, so neide ihnen das nicht. Laß es Dir als aneiferndes Beispiel dienen, begreife die Erhabenheit des demokratischen Staatsgedankens. Ist es nicht erhebend und anspornend, zugleich für Dich zu wissen: indes Du gerade jetzt in Deiner Bude frierend bei traulich-büsterem Kerzenscheine sitzt, hat ein Minister seine Dienstwohnung mit Beleuchtungskörpern für 50 000 Mark geschmückt!

\*

Auch Du kannst es so weit bringen. „Freie Bahn dem Tüchtigen!“  
Sieh um Dich!

Da ist — um nur einen herauszugreifen — Herr Justizrat Werthauer.

Abelwollende behaupten, er habe sich an dem Rebbach des seligen Großschiebers Kutischer mit schier 2 Millionen beteiligt.

Herr Werthauer hat schon einmal auf Unterlassung dieser Behauptungen geklagt. Er ist aber hereingefallen, weil ein Bücherrevisor namens Lachmann da offenbar recht genau Bescheid weiß . . .

Deshalb ist Herr Werthauer aber noch immer der große Mann.  
Denn die Kunst der demokratischen Nutznießer hält eisern zusammen.

\*

Darum sei tüchtig, und schau zu, daß Du möglichst bald in den geheimen Orden von der unheiligen Korruption aufgenommen wirst.

Hier ist das Sprungbrett, das zu Macht, Ansehen, Reichtum führt. Die höchsten Ehrenstellen im Staate werden Dir offenstehen.

Erhebe Dich, steig empor über die kleinlichen Rechtsbegriffe einer längst überlebten reaktionären Epoche.

Schieb mit!

Aber fang nicht unter hunderttausend Mark an.

Denn die Demokratie ist großzügig, und mit Fug und Recht kann sie von ihren Dienern Großzügigkeit verlangen . . .

\*

Und solltest Du, Tolpatsch, bei den ersten zagen Schritten im Land der gelobten Schieberfreiheit straucheln, Herr Werthauer, der alte Kämpfe und Praktiker, wird sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus machen, Dich in Moabit so zu verteidigen, daß den ältesten Landgerichtsdirektoren vor Rührung die blanken Zähne über die Wangen fullern.

Es lebe die demokratische Dreieinigkeit: Schiebung, Korruption und Bonzentum!





## 12. „Er brecht mer's Herz!“

om ollen Rothschild, glaub' ich, wird die Geschichte erzählt.

Also zu Rothschild kommt eines Tages ein Schnorrer, so ein richtiger ausgekochter jüdischer Rassegenosse, der davon lebt, daß er von Ort zu Ort reist und wohlhabende Juden um Almosen anspricht.

Was so ein rechter Schnorrer ist, das ist gewissermaßen ein Dub', wie er sozusagen nicht vollkommener aus Jahwes Schöpferhand entspringen kann.

Alle typisch-jüdischen Eigenschaften hat er in Reinkultur und ohne jeden Lack noch Firnis.

Er bettelt und schnorrt, weil es sein innerster Beruf ist, weil er als Dub' eben vom Gelde der anderen leben muß; und weil er sich dabei keine Maske vorzubinden braucht, da er, wie gesagt, nur bei reichen „Glaubensgenossen“ vorspricht, deshalb ist der Schnorrer der Jude in Reinkultur, ungeschminkt und er selber.

Zu Rothschild kommt also eines Tages so ein Schnorrer und erzählt eine grausliche Geschichte, wie schlecht es ihm gehe.

Seine Frau liege in Kindsnöten, sein Geschäft sei pleite, seine Söhne seien mißraten. Rothschild winkt ab: „Heut' geb' ich nichts mehr.“

Aber der Schnorrer ist hartnädig. Er zieht neue Register: seine Großmutter ist im Krankenhaus, sein Onkel ist gestorben und kann aus Geldmangel nicht anständig begraben werden, seine Schwester ist von einem gräßlichen Goi entehrt und verführt.

Aber Rothschild bleibt hartnädig und winkt wieder ab.

Da wächst der Schnorrer über sich selbst hinaus: in dithyrambischem Erguß singt er das Lied vom Leide des Volkes Israel, wie es durch die Jahrtausende verfolgt und gequält werde und wie er selber, ein Glied dieser Notgemeinschaft, ruhelos wandern müsse von Ort zu Ort. Dabei läßt er sich nadelbilde Tränen die Wangen herunterlaufen.

Und wirklich, Rothschild scheint endlich beeindruckt. Er geht zur Türe, öffnet sie und ruft seinem Sekretär zu:

„Schmeißt mer den Kerl raus. Er brecht mer's Herz!“

\*

Wer behauptet, daß wir durch Wiedergabe dieser Anekdote auf die mißglückten Versuche hinweisen wollen, mit denen die „Demokratie“ sich seit Jahren „im Herzen des Volkes zu verankern“ sucht, so daß nachgerade streng koschere Blätter vom Range des „Berliner Tageblattes“ Haare in der demokratischen Suppe finden, wer das behauptet, der hat sich die sich etwa aus dem Republikstuhlgeseß ergebenden Folgen selbst zuzuschreiben.

# *Die Kunst im Berlin*

BEITRÄGE ZUR ZEITGESCHICHTE



ans Maikowski! Wer kennt ihn nicht in Berlin, den tapferen Fahnenträger Charlottenburgs, der schon so manches Mal Blut und Freiheit einsetzte für das ihm anvertraute heilige Tuch?

Nach Schluß einer Versammlung im roten Neukölln wird den Charlottenburgern eine Warnung zuteil: Die Schöneberger R.P.D., ein auserlesenes Verbrecherpaß, laure ihnen unterwegs auf.

Wir wollen nicht erzählen, wer die Zuhälter dieser Mörderbande sind. Es sei nur erwähnt, daß es Maikowski nicht möglich war, mit seinen Charlottenburger Kameraden zusammen abzurücken, denn infolge des gesetzwidrigen und unbegründeten Verbotes der Berliner Organisation lauft sofort der Gummiknüppel, „wenn wo zwei Nazis beieinanderstehen“.

\*

Guten Mutes zieht Maikowski mit zwei Freunden seines Weges. Möglich bemerken sie, daß eine Rote Kommunisten ihnen folgt. Da jeder von ihnen aber gut und gern drei von dieser Sorte auf sich nimmt, macht es ihnen wenig Eindruck, als immer unflätigere Schmährufe hinter ihnen her fliegen. Ruhig und unbekümmert gehen sie weiter, bis sie an eine Straßenkreuzung kommen.

„Auf! Angreifen! Schießt!“ gellen da plötzlich brutale Schreie durch die Nacht. Aus den Seitenstraßen, aus allen Haustüren stürzt es hervor. Viehische, bestialisch verzerrte Gesichter tauchen im Lichtkreis auf. Fünfzig, hundert, mehr, immer mehr!

Da wird Widerstand Wahnsinn. Heulend, brüllend, tobend umringt sie die rote Horde. Polizei? . . . Ach du lieber Gott! Die ist in der Hasenheide und paßt auf, daß die Nationalsozialisten nicht geschlossen abrücken.

Ausbrechen! Die einzige Hoffnung! Ist es Feigheit, in solcher Lage, wo es nichts zu verteidigen gilt als das nackte Leben, sein Heil in der Flucht zu suchen? Nein, es ist sogar Pflicht.

\*

Eine wilde Jagd geht auf. Nach drei verschiedenen Richtungen, um die Verfolger zu zerstreuen, brechen sie durch den grauisigen, messerblitzenden Ring.

Durch!

Einen kurzen Blick wirft Maikowski zurück. Schon sind die Verfolger ihm auf den Fersen.

Da — Rettung — eine Autodroschke! Ach, bittere Enttäuschung! Streift der Chauffeur oder streift der Motor? Ehe er sich darüber klar wird, fährt ihm ein Messer kalt in den Rücken, ein zweites in die Seite.

Das ist das Ende!

Blut und Schaum vor dem Mund bricht er zusammen. Absätze knirschen in seinen Augen. Dann weiß er nichts mehr. — —

\*

Als er wieder zu sich kommt, ist er allein. Mühsam richtet er sich auf und schleppt sich zu einem nahegelegenen Café. Dort bricht er wieder zusammen.

Bis man ihn findet und zur Rettungswache bringt, hat er Ströme von Blut verloren. Ein fast Lebloser wird er ins Krankenhaus eingeliefert.

Das ist Berlin! Das ist die „Ruhe und Ordnung“ der Jörgiebel und Weiß!



Am 4. Mai 1927 war im Kriegervereinshaus ein betrunkener Zwischenrufer, der sich später als ein amtsentlegter Pfarrer namens Fritz Stude entpuppte, etwas handgreiflich entfernt worden, weshalb die Partei verboren und ein Verfahren gegen den Berliner Gauführer und gegen den „Haupttäter“ Schulz eingeleitet wurde. Am 28. Februar 1928 fand die Hauptverhandlung statt.

Es war eine Art „Berliner Typen- und Trachtenfest“, was sich am 28. Februar 1928 im großen Schwurgerichtssaal des Kriminalgerichts Moabit abspielte. Nur noch komischer, weil echter.

Zunächst der Vorsitzende, Amtsgerichtsrat Bergmann. Die Ähnlichkeit mit seinem be—rühmten Namensvetter Sally, dem Lombardschieber, ist unverkennbar. Mit prächtiger „Loyalität“ betont er zunächst, alles Politische ausschalten und nur nach Recht und Gesetz urteilen zu wollen, um nachher Recht und Gesetz eine schallende Ohrfeige zu verabreichen und um baldiger Beförderung willen ein längst fertiges, rein politisches Urteil auszusprechen. Talmudisch gerissen, wie das bei seinem russischen Aussehen nicht anders zu erwarten ist, versteht er es, die Entlastungszeugen aufs Glatteis zu locken, die Belastungszeugen aber durch vorbeugende Winke vor ungeschickten Aussagen zu bewahren oder solche nachträglich wieder einzurenken. Alles in allem ein Meister der — „unpolitischen“ Rechtsfindung.

Affistiert ist er von einem zweiten Richter, der aussieht wie ein leibhafter Paragraph, einem dem Reichsbanner angehörigen und einem scheinbar schlaf-süchtigen, in Wahrheit von dieser Farce einer Gerichtsverhandlung gelangweilten Beisitzer.

\*

Als Nebenkläger und Zeuge tritt der Säuer Stude auf, der sich „Pfarrer der evangelischen Reformgemeinde“ nennt. Auf die Fragen des Rechtsanwalts Dr. Melzer stellt sich aber heraus, daß es sich dabei weder um eine „Gemeinde“ noch um das Evangelium handelt, sondern um einen freidenkerischen Begräbnisverein, zu dessen Ritus es zu gehören scheint, daß der „Pfarrer“ voll süßen Weines selbst ins Grab fällt.

Stundenlang könnte man über diesen Stude erzählen. Eine Gelegenheit, sich zu blamieren, läßt er nie vorbeigehen. Gefragt, ob er vor der denkwürdigen Versammlung getrunken habe, erwidert er nach ein paar verlegenen Ausflüchten: „Nun ja, ein paar Kavallerbecher.“ Er bezeichnet sich als „schlagendes Beispiel“ für den Erfolg der Rede des Berliner Gauführers. Der Rechtsanwalt meint allerdings, er sei wohl eher ein „geschlagenes Beispiel“. Dramatisch schildert er, was hätte passieren können, wenn das Bierseidel — auf seinem Haupte zerschellt wäre. „Dann wäre ich heute nicht hier, sondern in Dalldorf.“ Leider vermochte

das Bierseidel nicht, ihn an diesen einzigen Ort zu versetzen, an dem er stilgemäß wirken würde.

Er analysiert das Lachen der Versammlungsteilnehmer bei dem Wort Juden-  
sau: „Wir Menschen lachen mit den Vokalen a, e, i, o, u, das aber war ein  
viehisches Gelächter.“ Das Vieh scheint also in Konsonanten zu lachen. Wird  
etwas für ihn Unangenehmes gesagt, so glüht sein Schnapsrotes Gesicht noch röter  
auf, er beugt sich über den Tisch und tut so, als ob er schriebe. Er macht aber nur  
ein paar sinnlose Striche. Vielleicht ist er Analphabet. Er hat nämlich nicht  
nur Theologie, sondern auch Juristerei zehn Semester ohne Erfolg studiert. Er  
beherrscht wohl nur noch den Bierkomment.

\*

Stude ist aber nicht der einzige minderwertige Mensch im Verhandlungsraum.  
Da sind vor allem eine Anzahl Kriminalbeamte, die sich in „Dienstfeiden“  
überschlagen.

Das „edellste“ Individuum scheint ein gewisser Zedworny zu sein, der kalt-  
lächelnd Dinge auslegt, die in schroffstem Widerspruch zu allen anderen Aus-  
sagen stehen. Er und ein angeblicher baltischer Student, Klier, fungieren als  
Hauptbelastungszeugen. Der eine will „genau gesehen“ haben, wie Schulz  
den Stude zuerst von hinten mit einer Hand im Genick gepackt und mit der  
anderen geschlagen hat, während der andere ebenso „genau“ sah, wie er den  
Säuerpfarrer zuerst von vorn an der Brust packte und dann mit beiden Händen  
auf ihn einschlug.

Obwohl diesen widersprechenden Befundungen andere übereinstimmende Aus-  
sagen gegenüberstehen, daß Schulz überhaupt nicht geschlagen habe, sind dem  
Vorsitzenden die dienstfeidigen Kriminalbeamten natürlich lieber, und er benutzt  
sie, um dann in der Urteilsbegründung mit der Dirne Justiz in geradezu  
erzwäterischer Weise umzugehen.

Klier, dem die ganze sittliche Verkommenheit seines Berufes im Gesicht  
geschrieben steht, wird dann auch ganz offen als politischer Spitzel im Dienste  
des Polizeipräsidenten entlarvt, der bei einem S.A.-Fest in Hohenneuendorf sich  
als Antisemit ausgab, um „nicht aufzufallen“. Der Vorsitzende stellt sich zwar  
dumm und heuchelt Unverständnis der Beweggründe, aber Grzesinski aus dem  
Hause Cohn, der behauptete, in Preußen gebe es kein politisches Spitzeltum, ist  
Lügen gestraft.

\*

Die ulkigste Type des ganzen Prozesses ist jedoch unleugbar Dr. Hofrichter,  
Journalist des Hauses Mosse. Nachdem er etliche Male wie ein Taschenmesser  
ehrfürchtig vor dem „Herrn Gerichtshof“ zusammengeklappt ist und mit zitternden  
Fingern seinen Eid geschworen hat, entschwinden diese Finger unter den vor der  
Justizbirne lüftern webelnden Schwänzen seiner feierlichen Cutaways, um

gelegentlich aus dem Schlig seiner wohlgerundeten Rückseite fröhlich herauszuwinken. Schmalzig-salbungsvoll, die verkörperte Masse-Demokratie, erzählt er von der „eminenten Bedeutung“ des „Kollegen Kriegl“ vom Lokalanzeiger.

„Er ist ein Matadoodoo der Berichterstattung!“

Die Angabe seiner Adresse faßt er als „Aufforderung zur Brachialgewalt“ auf. Der schwärzlich-schwammige Trauerkloß erblaßt bis in die Hornbrille hinein bei der bloßen Aussprache dieses Wortes.

\*

Gürwahr, es war eine köstliche Komödie. Wir haben uns herrlich amüsiert. Gefängnisstrafen sind für uns in diesem barmatischen Zeitalter Orden und Ehrenzeichen, die uns berechtigen, dereinst ein paar Schurken mehr aufzuknüpfen. Wir freuen uns auf den zweiten Akt des Lustspiels.

Achtung vor den Einrichtungen dieses Staates? Für uns gibt es heute keinen Staat, nur eine Daweskolonie. Und die verachten wir mit samt ihren Einrichtungen.

\*

Noch ist das Schandurteil nicht gesprochen, da füllen schon Tausende den Riesensaal der Unions-Brauerei in der Hasenheide. Gespannt lauschen sie den von tiefster Sachkenntnis getragenen und darum um so vernichtenderen Ausführungen des Reichstagsabgeordneten Dr. Grid, der die Justiz durch hundert Beispiele als das kennzeichnet, als was sie sich in diesem Augenblick in Moabit wieder prostituierte: als feile Dirne der Politiker.

Angeheure Empörung löst dann die Bekanntgabe des inzwischen gefällten Urteils aus. Eine Empörung, die sich, als in derselben Minute die „Angeklagten“ den Saal betreten, in unbeschreiblichen Jubel verwandelt.

Mit beißender Ironie berichtet der Berliner Gauführer über den eben abgelaufenen Prozeß und seine Lehren, brandmarkt das politische Spitzeltum der Polizei und seine scheinheilige Ableugnung durch Orzesinski und schließt mit einem flammenden Appell an den Freiheitswillen des Volkes. „Nicht hinter den Mauern Jörgiebels wohnt die Freiheit, aber die arbeitsharten Fäuste des geknechteten Volkes werden solange rütteln an den eisernen Gittern dieses Kerkers, bis diese zusammenbrechen und durch das geöffnete Tor die Morgen-sonne der Freiheit ihre goldenen Strahlen über uns ergießt!“

Da will der Saal schier bersten von dem unermesslichen Jubel der Tausende, die sich erneut geloben, nun erst recht zusammenzustehen, immer neue Scharen um das Freiheitsbanner zu sammeln und, aller Verfolgungen spottend, Not und Tod nicht achtend, fortzukämpfen bis zur restlosen Vernichtung der Tyrannei des Geldsacks.

\*



### 3. Märkertag in Berlin

**D**urch herbstfeuchte Nacht eilt über spiegelnden Asphalt ein grauer Opel. Man kennt ihn schon in Berlin. Munter flattern vom Bug zwei schimmernde Wimpel. Brandenburgs roter Adler prangt auf dem einen, die Wolfsangel, das uralte Not- und Kampfzeichen, schmückt den anderen.

Sonnabend. Aufstakt zum „Dritten Märkertag“. Und der Berliner Gauführer fährt von Versammlung zu Versammlung. Nach Lankwitz, wo der Reichstagsabgeordnete Wagner spricht. Nach Lichterfelde, wo F. W. Heinz, der einstige Hauptschriftleiter des „Stahlhelm“, sein Bekenntnis zum sozialistischen Nationalismus ablegt. Hinaus nach Teltow, wo kommunistisch verhezte Volksgenossen in Scharen auf den Straßen stehen, aber stumm den Wagen passieren lassen, weil sie wissen, daß Hunderte nerviger Gäuste bereit sind, ihren Führer zu schützen. Von Teltow geht es weiter nach Ruhlsdorf, wo hünenhafte Bauernburschen sich die Idee Adolf Hitlers predigen lassen. Gauleiter Hinkler aus Halle-Merseburg, Gauleiter Holz von Brandenburg und Betriebsrat Engel aus Berlin haben dort gesprochen. Dann geht es wieder zurück zur Stadt, nach Zehlendorf, wo der nationalsozialistische Landtagsabgeordnete Wilhelm Kube spricht, der an eben dem Tage durch die Aufhebung des Redeverbots gegen Adolf Hitler einen großen Sieg errungen hat.

In allen fünf Versammlungen spricht der Gauführer in kurzen, aufpeitschenden Worten zu den Massen.

Groß ist die Zahl der neuen Mitstreiter, die schon dieser Aufstakt zu größeren Kundgebungen uns bringt.

\*

Raum graut der Morgen, da setzt eine Wallfahrt nach dem denkwürdigen Teltow ein. Teltow, wo einst durch frechen Übergriff der Polizei 600 Nationalsozialisten bei ihrer Rückkehr vom Nürnberger Tag verhaftet und zum Teil um Arbeit und Brot gebracht wurden. Judenhaß gegen deutschen Freiheitswillen!

Braunhemden, einzeln, in Gruppen, in großen Zügen, dichtbesetzte Lastautos beleben die Anmarschstraße.

Auch der graue Opel ist wieder unterwegs.

Aberall reden sich Arme zum Gruß.

\*

Hinaus geht es zum Flugplatz. Ein anderer Opel mit Osa und Oberost fährt voran.

Da, an einer Kreuzung schiebt sich ein dritter Wagen dazwischen. Sechs freche Physiognomien grinsen herüber. Ja, ja, wir kennen euch allesamt, ihr edelsten Gestalten aus dem Studeprozeß. Vielleicht seid auch ihr einmal unschuldige Kinder gewesen — — vielleicht. Jetzt seid ihr politische Kriminalbeamte, Leute, die man nicht am Ehrgefühl packen kann.



Eine um so größere Dosis Unverschämtheit nennt ihr euer eigen. Wir möchten euch nicht raten, bei kommunistischen Kundgebungen so offen zu provozieren, wie ihr es euch hier herausgenommen habt.

Immerhin, ihr habt uns wenigstens Gelegenheit gegeben, euch zu filmen.

\*

Grau und kalt, wie ein Novembermorgen, grüßt der junge Tag. Ein unfreundlicher Wind weht über das weite Feld.

Tief gestaffelt in endlosen Linien steht der braune Heerhaufe. Stolz flattern blutrote Fahnen über kühne Köpfe. Goldglänzende Adler trogen von den Standarten.

Wie aus Erz gegossen 4000 deutsche Jungs. —

Der Oberste G.A.-Führer kommt.

Schmetternd jauchzen die Klänge des Präsentiermarsches zum blaugrauen Himmel.

Ein scharfes Kommando.

Hauptmann von Pfeiffer spricht in knappen, markigen Worten von Manneszucht, Kämpfertum, Opfermut.

Sie alle geloben im Heil auf den fernen Führer, Blut und Leben einzusetzen für die herrliche Bewegung.

Keiner weiß, wie bald schon so mancher den Schwur wahr machen sollte.

Die Polizei, von wahrhaft deutschen Offizieren geführt, ist höflich und zurückhaltend. Die Augen manches waderen Mannes im grünen Mantel und blauen Rock beginnen zu leuchten beim Anblick von so viel disziplinierter Kraft.

Einer Kraft, die sich nun stählt in gesundem Sport und fröhlichen Spielen, um gerüstet zu sein für den drohenden Ernst.

\*

Der Mittag steigt herauf. Kalt und grau wie der Morgen.

Heiße Erbsuppe mit Speck, von 10 Gelbküchen in unbegrenzter Menge ausgespiert, durchwärmt die Körper.

Kurze, helle Kommandos. Und in unabsehbarer Schlange treten die Brauhemden an zum Eimarsch in die Dameshochburg Berlin.

Trommeln dröhnen. Pfeifen klingen.

Trapp, trapp, trapp, trapp.

In festem Gleichschritt marschieren die braunen Bataillone.

Zwischen Teltow und Lichterfelde steht ein grauer Kraftwagen.

Ausleuchten die Augen der braunen Jungs.

Der Gausführer, Wagner, Mjöltnir!

Immer wieder braust Jubel auf aus den marschierenden Kolonnen, die nimmer zu enden scheinen.

Immer neue Gruppen ziehen mit strammem Gruß vorüber. Berliner, Hamburger, Mecklenburger, wieder Berliner, Ostmärker, fixe Berliner Hitlerjugend,

schneidige Nürnberger Spielleute, Dresdener mit ihrem Spielmannszug und immer wieder Berliner zwischen den vielen Abordnungen aus fast allen Gauen.

\*

Weiter wälzt sich der Heerwurm.

Größer und größer wird der Schwarm mitziehenden Publikums.

Lichterfelde! Auch ein Ort, der Erinnerungen weckt. Wer kann den feigen Überfall kommunistischer Mordbuben auf unsere tapferen Jungens vergessen?

Und wieder scheint es, als sollte hier Blut fließen. Wüste Margistenhaufen erheben ihr geiferndes Gebrüll. Ihre Angriffsversuche prallen an der eisernen Disziplin der ruhig ihres Weges ziehenden Kolonnen ab.

Da rast ein Überfallauto heran. Polizei springt herunter und schlägt blindwütend auf Brauhemden und Publikum ein, während die Margistenhorden, wie durch Spul, verschwunden sind.

„Das ist ja furchtbar!“ entfährt es einer Frau, die Zeugin dieser viehischen Roheiten sein mußte. Da trifft sie auch schon der wuchtige Schlag eines Gummi knüppels an die Schläfe, daß das Blut hervorspritzt. Noch hat sie Kraft zum Gegen Schlag. Ein Tschako rollt in den Staub. Dann bricht die Mißhandelte ohnmächtig zusammen.

Grüne eilen herbei und wollen die Bewußtlose auf ihren Überfallwagen aufladen, um sie den rachsüchtigen Händen des Unausprechlichen auszuliefern. Da aber springen empörte Brauhemden dazwischen. Die Polizei verzieht sich und die Gepeinigte wird in Sicherheit gebracht.

\*

Am Steglitzer Rathaus hat sich eine nach Tausenden zählende Menge versammelt und harret des Zuges.

Auch unser grauer Opel ist wieder da. Sehr zum Arger der Polizei, die so gerne jede Begeisterung unterbinden möchte.

Gerne Heilrufe. Tücherschwenken.

Der Kopf der braunen Schlange naht heran.

Die Reichslehrmusikkapelle setzt sich hier an die Spitze des Zuges.

Machtvoll, wuchtig braust es über die Menge:

„Deutschland, Deutschland über alles . . .“

Da entblößen sich zehntausend Häupter. Marschtritt fassen die Massen, gleich einer ungeheuren, schwarzen Welle branden sie über die ganze Straßenbreite, und ergreifend tönt es aus aller Munde:

„... über alles in der Welt!“

\*

Wieder ziehen die Jungens strahlenden Auges an ihren Führern vorüber.

Gegenüber ist eine „gut bürgerliche“ Familie auf ihren Balkon getreten.

Reserviert zunächst betrachtet sie sich das Schauspiel.

Aber von diesen deutschen Jungen, die mit fanatischem Glauben ihrer Idee, ihrem Vaterlande dienen, strömt ein Feuergeist aus, der selbst das bürgerliche Herz entflammt.

Baghaft erheben sich die Hände der Zuschauer, um dann herzlich und immer herzlicher zu winken. Mit einemmal verschwindet der Familienvater verstohlen, um gleich darauf mit einer großen schwarzweißroten Fahne wiederzukehren.

Er denkt wohl an die Zeit vor bald 15 Jahren, da er selbst unter den Klängen des Deutschlandliedes hinauszog, für sein geliebtes Vaterland zu streiten.

\*

Weiter geht es. Wieder einmal am Auswurf der Großstadt vorbei, der sich besonders über eine im Zuge mitmarschierende Schirmeikapelle aus Quedlinburg — lauter ehemalige Kommunisten — ärgert.

Man kann über die Schönheit einer Schirmeikapelle streiten. Sehr sogar. Aber wenn man solches Gefindel damit ärgern kann, dann soll sie uns lange recht sein.

Als der Pöbel versucht, in den Zug hineinzuschlagen, bezieht er solche Senge, daß er aufheulend verschwindet.

\*

„Die Feinde überrannt!

Gott, Freiheit, Vaterland!...“

Stolz klingt das Lied von hundert jungen Lippen.

Ein alter Professor der Kunstakademie steht am Wege.

Die Tränen stürzen ihm aus den Augen, als er diese junge Freiheitsarmee seines deutschen Volkes vorüberziehen sieht. Er weiß, zwei Millionen, die von den Schlachtfeldern Frankreichs und Rußlands, Venetiens und Syriens, vom Ozean und vom Kaukasusgebirge nicht mehr zurückkehrten, sie ziehen heute mit, hoch in den Lüften.

\*

Sonne bricht hervor. Die Wolken verfliegen. Blau wölbt sich ein strahlender Himmel.

Wie flammen da die roten Fahnen im Sonnenlicht! Wie gehen da die Wogen der Begeisterung höher und immer höher.

Lawinenartig schwillt die Masse der begeisterten Begleiter des Zuges an. 60 000 meldet der Sonderberichterstatter einer rheinischen Zeitung! Und wenn diese Zahl auch zu hoch gegriffen sein mag — so groß jedenfalls ist die Volksmenge, daß eine Schätzung nicht mehr möglich erscheint.

Wer von den Polizeibeamten noch ein fühlendes deutsches Herz besitzt, ist mitgerissen und ergriffen von solcher vaterländischen Begeisterung.

Aber freilich, das ist nicht im Sinne des Juden, dem sie gehorchen müssen. Und zu vieler Gefinnung hat er sich schon unterworfen, zu viele Herzen ertötet.



Der Gummiknüppel fliegt heraus. Die Volksmenge soll vom Zuge „abge-  
lämmt“ und in die Seitenstraßen gedrängt werden. Wieder wird auf Frauen,  
Greise und Kinder eingeschlagen, bis die Woge der Volksmenge unwiderstehbar  
wird und ein Polizeimajor Weisung zur Freigabe der Straße gibt.

\*

Seit den Mittagsstunden hat sich vor dem Sportpalast eine von Minute zu  
Minute wachsende, Einlaß begehrende Menge angesammelt.

Als um 2 Uhr endlich die Kassen geöffnet werden, füllt sich die Riesenhalle  
mit unheimlicher Schnelligkeit.

Und doch stehen noch unzählbare Tausende vor den Toren.

Nun windet sich der braune Heerwurm in die Riesenhalle, von unendlichem  
Tubel begrüßt.

Harte Trommelschläge, schmetternde Musik. Preußens Gloria geleitet die  
Fahnen an ihre Plätze rechts und links der Ehrenloge.

Immer neue Massen strömen herein. Die Gänge füllen sich. Die Treppen  
werden zu Sitzen eingerichtet. Schließlich sieht sich die Polizei genötigt, den un-  
geheuren Raum wegen Überfüllung zu sperren. Das ist in der Geschichte des  
Sportpalastes bisher nur einmal vorgekommen — bei der Reichspräsidenten-  
wahl.

15 000 Menschen füllen die weite Runde bis zum letzten Platz!

\*

Aus dem Brief eines bisher neutralen Teilnehmers:

„... Die ganze Luft atmet wirkliches Erleben; deutsches, treuherziges Wesen,  
Offenheit, Wahrheit, Wille schwebt in der Luft.

Nachdem die Spielleute trotz des ermüdenden vierstündigen Marsches ihr  
glänzendes Spiel vollendet, hörte ich Wilhelm Kube und die ernstesten und eindrucks-  
vollen Worte des Grafen Reventlow. Man mußte glauben, der Ruf „Deutsch-  
land erwache“ fände überall willige Ohren. Ganz sicher, in der Versammlung  
waren Herz, Ohren und Sinne den Rednern und dem Geiste dieser deutschen  
Arbeiterversammlung geöffnet, — aber — aber da draußen, welche Geistes-  
verwirrung.

Und ich erlebte die Rede von Joseph Wagner aus Bochum. Gerne hätte ich  
diesem deutschen Manne die Hand gedrückt, es war erschütternd, als er sagte  
und sagen mußte:

„Da draußen ersticht ein deutscher Arbeiter den andern — wir wollen es aber  
dem einzelnen nicht als Schuld anrechnen; dieses Arbeiterblut kommt über das  
System, das Deutschland in solche Not gebracht hat.“

\*

Ja, da draußen! —

In dem Augenblick, als Hr. W. Heinz mit feurigem Herzen den Bürgern den



Sozialismus, den Arbeitern den Nationalismus predigt, erbrechen brüllende Marxistenhaufen die schweren Gittertore und fluten in den Vorhof.

Die Polizei hatte es in verbrecherischem Mutwillen abgelehnt, der nationalsozialistischen Aufforderung, die Straßen vom Mob zu säubern, Folge zu leisten. Sie lehnt es auch jetzt ab, auch nur den Vorhof räumen zu lassen.

So müssen die Braunhemden — der Dsaß mitten unter ihnen — mit ihren eigenen jungen Leibern den Eingang bedecken, um Frauen und Greise in der Versammlung zu schützen.

Mit Mühe gelingt es ihnen, die verhegte Horde wieder zurückzudrängen.

\*

Da endlich erscheint Polizei!

Ein Aufatmen geht durch die Reihen. Nun wird ja wohl die Straße gesäubert werden.

Jawohl — gesäubert!

Die Polizei drängt sich in die Flanke der immer noch den marxistischen Ansturm abwehrenden Braunhemden.

Plötzlich — ohne vorherige Warnung — fallen Schüsse.

Die Polizei hat in die dichtgedrängten Reihen der Braunhemden hineingeschossen!

„Schredschüsse . . .“

Schon werden die stöhnenden Verwundeten in den Saal getragen.

Ein Polizeibeamter wird beobachtet, wie er in aller Ruhe den Revolver auf den linken Unterarm legt und scharf zielt.

Gleich darauf bricht der S.A.-Mann Willi Knaaf aus Jessen mit schwerem Kopfschuß zusammen.

Der feige Schütze freilich kann sich seiner Mordtat nicht lange freuen. Zerschunden und zerschlagen rettet er sich mit Mühe vor den rächenden S.A.-Gäusen.

Ein Wunder fast ist nötig, sein Opfer am Leben zu erhalten. In furchtbarem Delirium überwindet seine gesunde Lebenskraft die Krise, und zwei Tage später kann in seine Heimat die frohe Botschaft gesandt werden:

„Willi Knaaf außer Lebensgefahr.“

\*

Von der Bestialität mancher Blauröde gibt nachstehende kurze Meldung ein Bild:

„Beim Zurückdrängen kam ich am Eingang im selben Augenblick zu Fall, als ein Kamerad getroffen zu Boden stürzte, Kamerad W. P. wollte mich hereinziehen in die Vorhalle, da hielt ein Wachtmeister den Revolver auf ihn und hinderte den Kameraden, mich zu unterstützen. Dann wurde ich dreimal in den Magen getreten und mit dem Gummiknüppel geschlagen . . .“

H. Sch., Trupp 34.“

Unbeschreiblich ist die Empörung im Saal, als die Kunde von den Blut-  
taten der Polizei hereindringt und die Verwundeten hereingetragen werden.

Nach langer Mühe gelingt es dem Versammlungsleiter, Pg. Hinfler, die  
Ruhe wieder herzustellen.

Dann spricht Berlins Gauführer. Klar und scharf hallt seine Stimme durch  
den Riesenraum.

Er spricht von dem Blut, das eben geflossen. Blut ist der beste Kitt. Und wie  
ein Mann stehen die 15 000 auf, um den zwei Millionen Toten und Verwunde-  
ten der deutschen Freiheitsarmee Treue zu geloben. Um sich der nationalsoziali-  
stischen Bewegung und ihrem Führer Adolf Hitler für immer zu verbinden.

Nein, Euer Blut, Ihr 23 jüngsten Opfer der Bewegung ist heute bestimmt  
nicht umsonst geflossen.

Manch junger S.A.-Mann, manch von Schicksalsschlägen ergrautes Haupt  
spürt es heiß in den Augenwinkeln. Aber keiner schämt sich der Tränen.

„Deutschland!“ Ein Knabe fast noch ruft es in den Saal.

„Erwache!“ donnert es aus 15 000 Kehlen zurück.

Nur langsam leert sich der ungeheure Raum.

Noch lauert Mordlust auf den Straßen. Noch mancher Stein saust durch die  
Luft. Noch manches Opfer fällt.

Aber die Schlacht ist gewonnen. Der Nationalsozialismus hat sich als Massen-  
bewegung in Berlin durchgesetzt.

#### 4. Berliner Sonntagspotpourri



ereifte Dächer flimmern im Morgenlicht.

Sonntagsstille über der Stadt.

Hier und da hebt sich ein Vorhang, geht ein Fenster auf.

Ein Schlüssel klirrt. Gähnend öffnen sich die weiten Pforten der Turnhalle des Realgymnasiums. Acht Uhr!

Etwas verschlafen, etwas untwirsch schieben sich drei behäbige Herren durch die Tür. Sie sollen das kommunistische Volksbegehren (keinen Pfennig dem Panzerkreuzer, alles dem Teddy Thälmann) überwachen.

Nun sitzen sie fröstelnd in der zugigen Halle und harren der Leute mit den kochenden Seelen, die da kommen sollen.

Oh, sie sind pflichtbewußt, oh, sie sind dienstfertig. Bloß — es kommt keiner.

\*

Andächtig, vom gemütlichen Ausguck meines Zimmers, betrachte ich mir dieses Stilleben. Und denke an die Kämpfer, die inmitten dieser trägen Welt stehen und sie vorwärtstreiben.

Gestern war Adolf Hitler bei uns. Auf der Durchfahrt nach Heide, wo ihn die Dithmarscher Bauern hören wollen.

Ein Sturzbad von Besprechungen erwartete ihn in Berlin. Mit Staunen und Ehrfurcht betrachteten wir diesen Ausschnitt aus dem aufreibenden Leben dieses Kämpfers.

In all der Hege aber findet er doch noch Zeit, freundliche Worte mit uns zu wechseln.

Erzählt uns mit freudig aufblickenden Augen, daß in dieser Woche das hunderttausendste Mitglied in unsere Reihen eingetreten sei. Ein Arbeiter aus Hannover. Das Glückskind hat die beiden Bände Hitlers „Mein Kampf“ mit eigenhändiger Widmung seines Führers erhalten . . .

\*

Ein aufpeitschendes Ereignis schreckt mich aus meinem Brüten. Ein „Massenstrom“ zum Volksbegehren setzt ein; am Arme eines roten Kriegers kommt züchtig eine Jungfrau gewandelt, um für Kinderspeisung statt Panzerkreuzer zu stimmen.

Ob sie sich auch überlegt hat, was aus den gespeisten Kindern wird, wenn der Feind ins Land fällt?

Vor dem Eingang steht ein kommunistischer Zettelverteiler. Frohbewegt, endlich einen Abnehmer für seine Schwindelware zu finden, brückt er dem Mädchen einen Wisch in die Hand, die Überzeugte zu überzeugen.

Dann wird es wieder einsam um ihn. —

So einsam . . .

\*



Plötzlich bekommt er Stielaugen.

Drei Braunhemden gehen über die Straße.

Frechheit das! Schade, daß man nicht zu dreißig ist. Sonst sollten sie „uns Klassenkämpfer“ einmal kennenlernen.

Immer feste druff, zehn auf einen, der Sieg ist sicher!

Aber leider sind diesmal die anderen in der Überzahl, also lassen wir's bei den Stielaugen bewenden.

\*

Die drei braunen Jungens sind von den Stürmen im Busen eines Einsamen unberührt geblieben.

Gemächlich gehen sie die Lützowstraße entlang. Biegen links zur Apostelkirche. Zur Zietenstraße, ins gastliche S.A.-Lokal.

Handschlag begrüßt die Kameraden. Immer mehr kommen.

Trupp 15 versammelt sich, um an einem Propagandamarsch der Standarte II durch Steglitz und Friedenau teilzunehmen.

Abmarsch!

\*

Mit schallendem Gesang geht es zur Potsdamer Straße.

Neugier glupst aus den Fenstern.

Wandelt sich in frohes Staunen.

Die Hitler'schen! — Man hatte rote Horden erwartet.

Oder sie wandelt sich in giftige Wut.

Die Hakenkreuzler! — Heute am Tage des Volksbegehrens!!

In tadellosem Gleichschritt zieht der Trupp seines Weges. Um dann mit der Straßenbahn zum Bahnhof Steglitz, dem allgemeinen Sammelplatz zu fahren.

\*

Sta. II steht in Linie. Eisern.

Mit scharfem Blick überfliegt der Standartenführer noch einmal die schnurgerade Reihe seiner S.A.-Männer.

Kann man sie auch sehen lassen vor den kritischen Augen der Menge?

Aber die Braunhemden wissen, was sie der Bewegung schuldig sind. Tadellos in Haltung und Anzug sind sie selbst die beste Propaganda für ihre Sache.

„Mit Gruppen rechts schwenkt — marsch!“

Hell klingt das Kommando über den Platz.

Mit festem Schritt setzt sich die Kolonne in Bewegung. Voran die wehenden Fahnen.

Voran die Fahnen?

O Verzeihung, nein, voran ein dichtbesetztes Überfallauto der Schupo.

Rechts und links Schupo, Schupo, Schupo.

Und hinten wieder ein Überfallauto.

Das Ganze ist eingehüllt in eine dicke Watte von Mitläufern.

\*



Sta. II marschiert.

Die Linke am Koppelschloß, den Blick geradeaus.

Immer und immer wieder muß ich die fabelhafte, wie mit dem Lineal gezogene Richtung der Gruppen bewundern.

Wieder öffnen sich die Fenster. Freudige Gesichter grüßen die singende Kolonne. Man winkt und scherzt.

Sta. II marschiert.

Dort vorn sind Kommunisten. Die Polizei schwenkt in eine Seitenstraße ab. Die Braunhemden sollen ihr folgen. Sie denken nicht daran. Der Führer kennt genau den ihm genehmigten Weg.

Sta. II marschiert.

Unerbitterlich. Die Linke am Koppelschloß, den Blick geradeaus.

Die Roten pöbeln. Es kommt zu Reibereien zwischen den Mitläufern und den Roten. Polizei greift ein.

Sta. II marschiert.

\*

Am Bahnhof, wo der Zug begann, endet er auch wieder.

Unsere braunen Jungens — jung sind sie ja alle noch, auch die Grauköpfe unter ihnen, jung im Herzen — zerstreuen sich in die Straßenbahnen und Autobusse.

Heranschlenkende Kommunisten wagen angesichts der Überzahl keine „Selbsttat“.

Die Menge verläuft sich.

Der Dienst ist zu Ende.

\*

Nacht sinkt über das Häusermeer.

Lichter flammen auf. Da, dort. Mehr, immer mehr. Bald ergießt sich die gewohnte Lichtflut über die Viermillionenstadt.

Jetzt erst scheint Berlin wirklich zu erwachen.

Hunderttausende und aber Hunderttausende wälzen sich durch die Straßen.

Mit einem Suchen im Blick, als erwarteten sie irgend etwas.

Und richtig, da glitzern einige Glühlämpchen, die man sonst nicht sieht. Da ist ein Warenhaus noch greller beleuchtet als sonst. Hier wird sogar eine ganze, sonst unbeleuchtete Hauswand mit Scheinwerfern bestrahlt.

Wer sucht, der findet. Nach einigem Suchen kann man sogar entdecken, daß Berlin heute „im Licht“ ist.

Man merkt es vor allem an der verstärkten Judenreflexe in der Tauentzienstraße.

\*

Zur Feier des Lichtfestes hat man in Berlin die Verkehrsampeln ausgedreht. Infolgedessen besteht die ganze City nur mehr aus einem unentwirrbaren Knäuel von Menschen, Autos und Pferden.

Das Riesenroß freilich, das dafür verantwortlich ist, frißt gemächlich seinen Hafer am Alexanderplatz und läßt sich der Welt Jammer wenig grämen.

\*

Ich flüchte nach Tempelhof zum „Lichtfest“ am Flughafen.

Das weite Feld ist in tiefe Nacht gehüllt, wohl um die vereinzelt Lichtquellen um so pikanter kontrastieren zu lassen.

Dafür ist für umfangreiche Sumpflandschaften gesorgt, über die ein unendlicher Menschenstrom kaltblütig — oder doch mindestens kaltfüßig — sich hinwälzt.

Wenn wir als Buben in den Weinbergen des Neckartals unbefugterweise herumstiegen, erschreckte uns zuweilen die knarrende Ratsche des Gelbhüters.

Solch ein disharmonischer Quarrlaut ertönt plötzlich über mir. Erst langsam wird mir klar, daß da ein Lautsprecher die Rede Alfred Brauns vom Flug über Berlin wiedergibt. Braun scheint tibetanisch zu sprechen.

\*

Der „historische Festzug“ kommt. Einige Postkutschen mäßigen Alters, ein Pferdeomnibus aus unserer Jugendzeit, einige alte, nur noch in Kleinstädten gebräuchliche Straßenkehrmaschinen. Ein paar ziemlich spärlich mit Glühbirnen besetzte Autos. Schluß.

Es ist unglaublich, was man dem Volke heute alles bieten kann. Man vollführt einige möglichst harmonielose Quäk- und Quietschtöne — das Volk läßt sich einreden, das sei Musik. Man läßt einige alte, ausgebiente Karren herumfahren und behauptet, das sei ein historischer Festzug — das Volk staunt. Man zündet einige bescheidene Lämpchen an und behauptet, das sei ein Lichtfest — dem Volke geht noch immer kein „Licht“ auf.

\*

Auf den Plätzen zu 50 Pfennig und 2 Mark stehen Zehntausende herum und bewundern den breiten Rücken ihrer Vordermänner. Denn mehr ist beim besten Willen nicht zu sehen.

Die größten Betrüger sind heutzutage die Behörden.

Dafür „verschenkt“ der Magistrat Kinderfadeln. Prächtig in den Farben, mit denen in Deutschlands Heldenzeit die Landesverräter ihre Flugblätter zierten und die später gesetzlich geschützt wurden. Die stolze Aufschrift lautet: „Berliner Volkszeitung“.

Das riecht bedenklich nach Bestechung.

Tut nichts. Jung und alt bemächtigt sich freudig der Lämpchen. Gelehrte Häupter und würdige Matronen sah ich mit ganzen Gedeßsammlungen durchs

Gelände stolzieren. Als gehaltlose (in jeder Beziehung!) Reklamechefs für Masse.

Und als nun — auf ihre Kosten — mit Bliß und Krach ein Feuerwerk losprasselt, sind sie vollenbs glücklich.

Wie kindisch-albern ist doch unser Volk geworden.

\*

Inmitten des Gewühls stehen zwei Jungen in schlichtem Arbeitskleid und schauen hochmütig herab auf diesen wandelnden Blödsinn.

Sie sind einsam unter Zehntausenden. Als ich ihre kühnen, stolzen Gesichter sehe, weiß ich, das können nur Nationalsozialisten sein.

Und richtig, schon heben sie den Arm zum Gruß. „Heil Hitler!“

Das deutsche Volk scheidet sich heute in Masse und — Nationalsozialisten.

\*

Die Lichter erlöschen. Das Geld leert sich.

Still werden die Straßen.

Ein Sonntag ist vorüber. Und Reif legt sich schimmernd wieder über die Dächer.





## 5. Von Drill, Kadavergehorsam und Disziplin

s war am 1. Mai 1923.

Den ganzen Tag hatten wir Gewehr bei Fuß auf dem Exerzierplatz Oberwiesenfeld bei München gestanden, um marxistische Putschversuche und Straßendemonstrationen unterbinden zu können.

Abends rückten wir in die Stadt ein, nachdem wir vorher unsere Gewehre wieder an die Reichswehr abgegeben hatten.

E.A., Oberland, Reichsflagge und Wiking.

In endlosem und scheinbar gut diszipliniertem Zuge ging es durch die nordwestlichen Stadtteile, als plötzlich in einer Seitenstraße ein Zug mit roten Fahnen und Musik auftauchte.

Mit einem Schlage war unsere Marschkolonne aufgelöst. Keiner der Führer konnte seinen Trupp noch zusammenhalten. Mit enormem Aufwand von Geschrei stürzte alles wie sinnlos auf den marxistischen Demonstrationzug, der seinerseits wie durch Zauberschlag verschwunden war.

Nur der rote Fahnenträger stand rat- und hilflos im Gelände. Er hatte nicht mehr rechtzeitig ein Kellerloch gefunden.

Nun ging seine schöne seidene Fahne in Flammen auf. In allen Fenstern, auf allen Balkonen aber erschien plötzlich, als alles vorbei war, das Heer der Spießbürger und freute sich des errungenen „Sieges“.

Wir allerdings freuten uns weniger. Denn es hatte sich gezeigt, daß die scheinbar doch so tadellose Disziplin auf den ersten Anhieb in nichts zerflatterte.

Beim Anblick des Gegners hatte sich die geschlossen marschierende Truppe in einen wilden, brüllenden Haufen verwandelt. Wäre der Gegner nicht noch undiszipliniert, wäre er nicht die personifizierte Feigheit gewesen, hätte er gar geschossen, die Wirkung wäre katastrophal gewesen.

Bei der geringsten Belastungsprobe hatte die Disziplin hier schon versagt. Eine Truppe, mit der man die Geschicke eines Volkes meistern will, muß so gedrillt sein, daß sie auch in den schwierigsten Situationen in der Hand ihrer Führer bleibt.

\*

Zehn Jahre nach der „glorreichen Revolution“ demonstrieren die Sozialdemokraten und anschließend die Kommunisten im Lustgarten.

Ich habe fleißig mitdemonstriert.

Nicht als ob ich den Unterschied zwischen heute und der Zeit vor 50 Jahren, zwischen Sozialistengesetz und Republikchutzgesetz so groß fände, daß sich eine Feier lohnte.

Was damals die Sozialdemokraten durchmachten, machen heute die Nationalsozialisten durch. Damals schwang man den Säbel und heute den Gummiknüppel. Der Erfolg wird heute derselbe sein wie damals. Wenn ein Regime einer jungen



Bewegung nichts anderes mehr entgegenzusetzen hat als die brutale Gewalt, dann ist das immer der Anfang vom Ende! Und die Zeit ist nicht mehr ferne, da die Unterdrückten von heute die Sieger von morgen sein werden.

Das also ist es nicht, was mich veranlaßt, mich unter die Reihen der Demonstranten zu mischen. Es ist die bloße Neugier. Das ist gewiß ein Laster, aber ich bin nun einmal so. Ein Opfer meines Berufes.

Wie ein Verzweifelter suche ich. Ich suche den Hunger, ich suche den Kampfgeist, ich suche den harten Willen unter diesen vielen Zehntausenden.

Aber ich suche vergebens. Hier sind die Satten, die Bäuche, die Trägen und Feigen. Diese gegen die Unterdrückung vor 50 Jahren demonstrierenden Unterdrückten von heute sind bürgerlicher als die bürgerlichsten Regelbrüder von Timpelhausen.

Raum einer unter den fast Fünzigtausend, den ich in unsere Reihen wünschte. Keiner, dem man es zutrauen möchte, daß er die Tore des Reichstages mit seinem Leibe zu decken bereit wäre. Dafür halten sie ja ihre blauen und grauen Prätorianer. Aber auch die römischen Tyrannen wurden später von ihren eigenen Prätorianern gestürzt . . .

Hier ist alles Teig, schleimiger Massenbrei. Mir wird schier übel davon. Das kann nur noch mit knalligen Transparenten gegen längst gestürzte Götter aus Großväterzeiten kämpfen. Heute ist es leicht, die Strohuppe eines Bismard aufzuknüpfen. Damals war Euch der Mann zu groß. Ob aber auch Ihr, die Erben des Einsamen, groß genug seid, um nicht einmal die Schlinge um den eigenen, lebendigen Hals gelegt zu bekommen — das, Ihr Herren, ist die Frage. Nicht jeder hat das Glück, erst dreißig Jahre nach seinem Tode aufgehängt zu werden.

Heute freilich folgen Euch Eure Schäflein noch. Es ist ja so ungefährlich. Der Gegner ist noch so schwach. So schwach wie die Sozialdemokratie — vor 50 Jahren.

So trotten sie gemächlich hinter ihren Führern her und kämpfen mit ihnen gegen verstaubte Phantome. Für eine Idee, die seit zehn Jahren schon Leichnam ist.

Kadavergehor!sam!

\*

Dubelbubelbubelbei!

Jetzt scheint erst die richtige Kirchweih loszugehen.

Bei dieser kommunistischen Schalmeyenmusik muß ich immer an Mazzen denken — ungesäuerte Brote. Hering in Himbeersaft.

Es ist schwer, sich etwas Geschmackloseres, Saft- und Kraftloseres vorzustellen. —

Aber nun kommen sie anmarschiert.

Trug vorhin jeder dritte Mann eine schwarzrotgelbe Fahne, so hat hier nur jeder zehnte eine rote.

Dazwischen Transparente. Immer nur gegen die sozialdemokratische Konkurrenz. Teilweise nicht ohne Witze.

Kein Zweifel, in der Gefolgschaft ist hier noch mehr Ehrlichkeit und mehr Kampfwille anzutreffen. Und weniger Bauch.

Gewiß auch unendlich viel Niederrassigkeit und Ver lumpung. Aber zehn Prozent aus diesen Massen sind noch wertvoll und werden früher oder später einmal sich einreihen in die Kampf front des sozialistischen Nationalismus.

Das täuscht nicht darüber hinweg, daß es da drüben im Lager auch des rötteren Marxismus bergab geht.

Was ist nur aus dem R.G.B. geworden!?

Früher war er uns vorbildlich in seiner Disziplin und eisernen Geschlossenheit. Vor der Wucht der marschierenden Arbeiterbataillone konnte es einem wohl etwas bänglich zumute werden, wenn man sich darüber klar war, daß dieser Marsch, von selbstsüchtigen, gewissenlosen Führern geleitet, an ein falsches Ziel, ja zur vollkommensten Verslavung eben der um ihre Befreiung Kämpfenden führe.

Das ist vorbei.

Abgesehen davon, daß die Begeisterung gründlich verregnet: da ist nichts mehr zu spüren von unwiderstehlicher Wucht, von disziplinierter Geschlossenheit.

Ein heillooses Wirrsal von unordentlichen Marschkolonnen Uniformierter, untermischt mit Zivil und Weibern. Viele „Soldaten der Revolution“ führen ihre Mädchen am Arm, und saure Drops oder heiße Würstchen sind ihnen wichtiger als der ganze Aufmarsch. Eine einzige, vielleicht 80 Mann starke Kolonne sehe ich, die wirklich in strammer Marschordnung und eindrucksvoller Disziplin marschiert. Das ist aber auch alles.

Kurz, hier marschiert keine revolutionäre Armee, sondern ein wüster Sauhaufen. Und damit wollt Ihr die Freiheit erkämpfen? Da lachen ja die Hühner!

\*

Die nationalsozialistische Revolution wird auf legalem Wege durchgeführt werden. Dies für den Herrn Staatsanwalt.

Revolution, das kann nicht oft genug betont werden, hat mit Krachschlagen, Rudsaß und langen Fingern nichts zu tun. Sie bedeutet nichts anderes als Durchsetzung grundlegend neuer Ideen im Staatsleben. Das Wie ist eine Frage zweiter Ordnung.

Deshalb war die Novemberrevolution von 1918 keine Revolution. Sie war eine ideenlose Rudsaßangelegenheit.

Wobei es belanglos bleibt, daß in diese Rudsaße nicht nur goldene Zahnstocher, sondern mitunter ganze Schlösser, kaiserliche Möbel und Ministerstühle hineingingen.

Daß unsere Stunde uns einmal eine wirkliche Revolution (auf legalem Wege, Herr Staatsanwalt!) bringt, dafür bürgen uns die Persönlichkeiten unserer Führer, vor allem Adolf Hitler.

Eine Revolution, auch wenn sie mit Gewalt durchgesetzt werden sollte (ich spreche hier ganz allgemein-historisch, Herr Staatsanwalt!), wird um so unblutiger verlaufen und um so restloser durchgeführt werden können, je disziplinerter die Kämpfer (die geistigen Kämpfer, Herr Staatsanwalt!) dieser Revolution sind.

Das hat mit Kadavergehorsam nichts zu tun. Kadavergehorsam gibt es nur da, wo man nicht um lebendige Ideen kämpft. Also heute etwa im Reichsbanner.

Die moralische Kraft, die von einer aufs äußerste disziplinierten Armee ausgeht, kann allein schon genügen, ohne Kampf jeden Widerstand zu brechen.

Und nur die Revolution wird nicht im Chaos untergehen, sondern ihre geistigen Kräfte voll entwickeln können, die sich auf die Disziplin einer solchen Armee stützen kann.

Der Begriff Armee hat natürlich in diesem Falle mit Waffen und Uniformen nichts zu tun. —

An Euch, Braunhemden, ist es, aus solchen Erwägungen die Lehren zu ziehen. Und nun lächelt, Auguren! Lächelt und — irrt!





Es regnet . . .

Es regnet . . .

Es regnet . . .

Novembersymphonie!

Noch dämmert nicht der trübe Tag herauf, da beginnt es schon. Leise erst in feuchtem Sprühen. Dann anschwellend in trostlosem, melancholischem Rauschen.

Schlid, schlad; schlid, schlad.

Schlid[schlid, schlad[schlad; schlid[schlid, schlad[schlad.

Schneller, immer schneller tropft es von Bäumen und Dächern.

Wind flatscht die Tropfen an die Fenster der Grunewaldvilla.

Gießbäche plätschern in den Dachrinnen.

Die schwermütige Musik des Spätherbstes wiegt so sanft in traumlosen Schlaf.

Eben heimgekehrt von sinnlich durchtaumelter Nacht streckt sich die Dame des Hauses behaglich in seidene Kissen und schlummert dem Mittag entgegen . . .

In der Aderstraße reißt sich ein arbeitsmüder Junge vom knarrenden Lager. Und schnallt sein Koppel übers braune Hemd.

\*

Es regnet . . .

Was schert das den braunen Kämpfer?

Im Norden, im Süden, im Osten, im Westen sammeln sich die braunen Trupps. Die Stürme.

Fahren hinaus in den trübseligen Novembertag.

Was Regen! Was Kälte!

Sie tragen ja ihre sonnige Zukunftshoffnung im Herzen.

Ihr Reich, das sie sich erkämpfen wollen und dessen Adel sie sein werden.

Hunderte und Hunderte sammeln sich in Erker. Standarte um Standarte.

S.A.-Berlin tritt an.

\*

Graubärtige Landjäger stehen da. Alte, ehrliche Soldaten. Ihre Feldwebelherzen schlagen höher, wie sie diese mannhafte, disziplinierte Jugend sehen.

Nun müssen sie die Braunhemden nach Waffen durchsuchen. Sie tun es gewissenhaft, aber nicht unfreundlich.

Mit Ausnahmen freilich. Einer schnauzt gewaltig. Aber die Strafe bleibt nicht aus.

„Da, was ist das!? — Sein scharfes Auge blickt grimmig auf einen S.A.-Mann, der mit verdächtiger Geschäftigkeit seinem Nachbar offenbar einen Revolver zu verstecken gibt.

„Was haben Sie da? Geben Sie her!“



Freundlich lächelnd entforst der S.A.-Mann seine gleich einer Pistole geformte Flasche.

„Ein Gläschen Tee gefällig?“

Feuerrot läuft da der Grimmige an. Und kehrt dem Spötter stumm den Rücken. — — — — —

Verdrießlich gähnt in der Grunewaldvilla, den Schlaf abschüttelnd, die Jose.

\*

Es regnet stärker...

Die Waffendurchsuchung ist beendet. Ergebnislos wie immer.

Nun geht es hinaus aufs Feld zu Sport und Spiel.

Stundenlang tummelt die braune Schar sich in Wetter und Wind.

Da sind sie alle bei der Sache. Denn ihnen ist Sport nicht Selbstzweck und Modenarrheit. Nur Mittel ist er zu höherem Zweck.

Endlich, nach fleißiger, mühevoller Arbeit rufen laute Kommandos zum Sammeln.

Die Uhr geht auf zwei, da treten nach kurzer Bahnfahrt die langen Kolonnen in Friedrichshagen an zum Marsch auf Berlin...

Auf silbernem Tablett serviert die Jose der Dame duftenden Mokka und köstliches Gebäck am seidenen Bett.

Die Drohnen der Daweskolonie sind erwacht.

\*

Es regnet noch stärker...

Dumpf klingen die Trommeln der „Lehrabteilung“, die an der Spitze des Zuges marschiert.

Durch Cöpenick geht der Marsch. Dann durch Wald, durch nassen, tropfenden Wald.

Schwer werden die Fahnen und Standarten.

Längst ist die Masse durchs braune Gemb gedrungen. Tut nichts. Die Haut ist ja wasserdicht. Frohe Stimmung liegt über der Kolonne.

Es soll ja heute durch Neukölln gehen. Durchs rote Neukölln.

Junge, Junge! Weißt Du noch, damals? Vor genau zwei Jahren. War das ein Herensabbat! Blumentöpfe hat es geregnet. Und wir nur 300 Mann! Na, heute können wir uns schon sehen lassen dagegen. Aber Blut kann es wieder kosten...

Die Dame wirft sich in große Toilette. Heute will sie das Leben wieder einmal genießen!

\*

Es regnet Bindfaden...

Durch Johannistal geht es.

Die Roten brüllen aus den Fenstern und aus den Wirtschaften. Aber keiner traut sich heran.

Viele auch winken und freuen sich. Endlich einmal etwas anderes als verlotterte Kommunistenhäuser.

Da ist Geist, da ist Feuer, da ist Zucht!

Da ist Zukunft!! —

Wieder umfängt uns Wald, von dem ein kalter Novemberwind die letzten nassen Blätter weht.

Ein getreues Dickerchen mit alkoholisch blinzelnden Augen ist seufzend mitmarschiert. Schon seit Friedrichshagen. Auswinden könnte man ihn wie einen Schwamm.

Die Brauhemden lachen und gönnen ihm den Regen, der sie selbst wenig bekümmert. Sie kennen ihn ja alle, den Kriminalkommissar Erdmann. Manches Spottwort muß der Unglückliche über sich ergehen lassen. —

Dann taucht Britz auf.

Die Kolonne hält. Die große Kapelle der „Lehrabteilung“ setzt sich an ihre Spitze.

Auch der Gaufrührer wartet hier auf seine braunen Jungens, die ihn freudig begrüßen.

Nun geht's hinein nach Berlin.

Da blitzen die Augen. Tausend Sonnen leuchten plötzlich durch Regen und Nebel . . .

Am Arme ihres schwarzgelockten Kavaliere besteigt die Dame die blitzende Limousine.

\*

Ein großer Filmpalast am Kurfürstendamm.

Ein Unternehmen, das in den Händen des Führers einer „nationalen“ Partei ist. Seit kurzem erst eröffnet.

Bühnenteil.

Ein Tänzerpaar verrenkt auf mehr oder weniger graziöse Art seine Glieder. Beifall. Vorhang.

Nächste Nummer. Eine Riesenjazzkapelle. Beifall auf Vorschuß begrüßt sie.

Ein Höllenlärm geht los. Die grauenvollsten Mißtöne, Peiniger des Trommelfells, durchschneiden die Luft. Es ist, als würden ein Duzend Hunde und Katzen wechselweise in den Schwanz gekniffen.

Der Kapellmeister taktiert mit Armen, Beinen und Hinterteil. Ein wahrer Botschubentanz.

Es ist eine Unverschämtheit, Kulturmenschen so etwas als Musik vorzusetzen. Das mag für Schimpansen, Juden und vielleicht auch noch für Neger gut sein, aber nicht für Menschen.

Das Viehzeug von Publikum rast Beifall.

Dies Publikum steht allerdings noch unter dem Kongoneger. Amüsierpöbel des Westens . . .

Zur gleichen Zeit marschiert der junge Adel der Nation durch das rote Neutölln. —

\*

Der Regen wird zum Wolkenbruch . . .

Der Gauführer ist vorausgefahren.

Kurz vor dem Hermannsplatz läßt er den Wagen halten. Steigt aus.

Hier ist die gefährlichste Gegend. Zusammenstöße sind wahrscheinlich. Da will er mit der S.A. marschieren.

Schmetternde Musik kommt näher und näher.

Der Zug naht. Ein Schwall von Menschen nebenher.

Mit stolz erhobenem Kopf, in peinlich genauer Richtung und eisernem Gleichschritt marschiert die S.A.

Und — fast ist es eine leise Enttäuschung — kein Gegner läßt sich blicken. Sie und da wird aus sicherem Fenster ein „Rot-Front“ laut. Aber häufiger noch ist Zustimmung und Heilruf.

Ein S.A.-Mann kommt gelaufen. In Britz hatte man ihn festgenommen. Ein Kommunist hatte auf ihn eingeschlagen. Die Schupo griff sich beide. Den Roten ließ sie laufen, der S.A.-Mann wurde auf das Überfallauto verpackt. Wie immer.

Nun hat er es fertig gebracht — der Himmel weiß wie — seinen Wächtern zu entkommen und tritt wieder in Reih und Glied. So sind sie. Satanskerle —

Die Gefahrzone ist überwunden. Die „Kommune“ hat geschlafen. Es war ihr wohl zu naß.

Bei schlechtem Wetter findet die kommunistische Revolution im Saale statt.

\*

Es regnet, daß man fast durch die Luft schwimmen kann . . .

Der Zug nähert sich dem Halleschen Tor.

Mächtig bröht es durch die dunkle Regennacht:

„Deutschland, Deutschland über alles . . .“

Dies Lied, bis zum Erbrechen in Bierlokalen abgeleiert, wie ergreifend kann es doch klingen, wenn es im Rhythmus des Marschtritts ehrlich begeisterter Massen durch die Straßen brandet.

„Abteilung — halt! — — Weggetreten!“ —

Die Dame schwelgt derweilen in den Armen ihres Kavaliere. Sie muß die Zeit nützen, in der das Laster Narrenfreiheit hat. Ihr blüht kein Drittes Reich.





eiche, linde Luft streicht durch die Straßen der Riesenstadt.

Den ganzen Morgen hat es geregnet. Nun blüht leuchtendes Blau durch zerrissene, eilende Wolken.

Noch ist die Nacht nicht über das Häusermeer niedergesunken, da eilen aus allen Vierteln der Reichshauptstadt Tausende und aber Tausende zum Sportpalast, Berlins gewaltiger Festhalle.

An allen Straßenecken schrien es seit Tagen rote Riesenplakate von den Säulen: „Adolf Hitler spricht im Sportpalast! Zum ersten Male öffentlich in Berlin!“

Nun ist der große Tag gekommen.

\*

Als die Abendkassen geöffnet werden, stehen schon viele Hunderte vor den Toren.

Eine Stunde später ist der ungeheure Saal gefüllt, nicht lange darauf polizeilich gesperrt.

Die Polizei scheint vom Märkertag her gelernt zu haben. Sie sperrt die Potsdamer Straße vor dem Sportpalast eisern ab und läßt nur die mit Karten Bewaffneten hindurch.

Am Eingang zum Versammlungsraum sind starke S.A.-Abteilungen aufgebaut, die schon von außen der Versammlung ein eigenartiges, mitreißendes Gepräge geben.

Nur ein Bruchteil der S.A. versieht im Saale ihren Dienst.

Und doch diese nie geträumte Überfülle, die selbst das am Märkertag Gesehene weit in den Schatten stellt!

\*

Mühsam dränge ich mich durch die Massen.

Auch der Pressetisch ist dicht besetzt.

Noch nie hat die Presse an einer unserer Versammlungen so ungeheuren Anteil genommen wie diesmal. Ich zähle über hundert Pressevertreter.

Aber bald kann man Presse und Publikum nicht mehr unterscheiden, so gewaltig ist der Ansturm.

Man kann sich auf seinem Platze nicht mehr rühren. Kaum die Hand zum Schreiben bewegen.

\*

Immer wieder müssen die Stuhlreihen zusammenrücken. Von hinten, von der Seite.

Aber mit froher Laune trägt die Masse die Unbill der Enge.

Es geht ja um etwas so viel Wichtigeres als um einen gemütlichen Platz.



Mit schneidigem, klingendem Spiel führt die Reichsmusiklehre die Stunden des Harrens.

Immer wieder erheben die musterhaft gespielten, schmetternden Märsche der Kapelle Fuhse und des längst rühmlichst bekannten Spielmannskorps.

Diese Musik ist soviel wert wie ein glänzender Versammlungsredner.

\*

Immer wieder klingen Heilrufe auf, wenn bekannte Führer der Bewegung eintreffen.

Nacheinander erscheinen fast alle Reichstags- und Landtagsabgeordneten der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.

Besonderer Jubel begrüßt General Epp, dessen markanter Charakterkopf jugendlich blüht, als hätte er vierzig und nicht sechzig Winter gesehen.

Aber nicht nur nationalsozialistische Abgeordnete sind es, die zur Rede des Führers herbeiströmen. Auch zahlreiche Prominente anderer Parteien und Verbände sind zu sehen.

Alles, was noch ehrlich eine deutsche Zukunft anstrebt, will den mehr und mehr vom Glanze des Erfolges umstrahlten Führer der nationalsozialistischen Bewegung sehen und hören.

\*

Dann plötzlich braust vom Eingang her, rasch sich durch den ganzen Riesen-  
saal verbreitend, ein ungeheurer Jubelsturm auf.

Hitler kommt! Der Führer ist da!

Geleitet von Männern der Schutzstaffel, gefolgt von Berlins Gauführer, schreitet er den schmalen Gang entlang.

\*

Wie ein Ehrendach erheben sich über ihm die grüßenden Arme.

Endlos ist der Jubel.

Und gleich brandet er wieder aufs neue auf, als unter schmetternder Musik die heiligen Zeichen der Bewegung, die Standarten und Fahnen von baumlangen S.A.-Männern hereingetragen werden.

Rechts und links von der aufgebauten Rednerbühne leuchten sie nun in ihren flammenden Farben.

\*

Schon wieder neuer Jubel.

Der Gauführer Berlins ist auf die Rednerbühne getreten.

Mit klarer Stimme eröffnet er die Versammlung, in der nach Aufhebung des Redeverbots Adolf Hitler zum ersten Male öffentlich in Berlin sprechen könne.

Die Übersfüllung dieses größten Saales sei die beste Quittung auf die Schande des Redeverbotes.

\*

Jetzt betritt Adolf Hitler die Bühne.

Da will die jauchzende Begeisterung überhaupt nicht mehr abebben.

In leuchtendem Blau blitzen seine Augen über die Massen.

Endlich kann er reden. Eine Rede, wie wir sie so gewaltig im Inhalt und Aufbau, so mitreißend in ihrem edlen Fanatismus selbst bei ihm nicht gewohnt sind.

Immer wieder steigt tosender Beifall aus den Zehntausenden auf.

Und als er schließt, rast ein solcher Sturm durch den hochgewölbten Saal, wie der Sportpalast ihn wohl noch nie erlebt hat.

Der Führer hat gesprochen.

## 8. Verbrecherhöhlen in Berlin W

**D**ie Ganovenvereine „Immertreu“ und „Felsenfest“ haben im Verein mit ihren ebenbürtigen Gegnern, den „ehrsamen Handwerkern“ und bolschewistischen Zimmerleuten, den Berliner Osten wieder als Verbrecherviertel zu Ehren gebracht.

„Da sind wir im Westen doch glücklicher dran“, denkt manch ehrsamer Bürgersmann und ahnt nicht, daß es im Westen genau wie im Osten organisierte Verbrechervereine und ausgesprochene Mörderhöhlen gibt.

\*

Der Einladung eines Kommissars des nationalsozialistischen Mordbezernats folgend, entschloß ich mich in einer Dienstagnacht zu einem informativischen Bummel durch einige der verrufensten Lokale zwischen Lützowstraße und Bülowstraße.

Schlag elf Uhr treffen wir uns in sternheller Winternacht vor einem Lokal in der Genthiner Straße, das im Mordfall Rüttemeyer eine besondere Rolle spielt. Vor und in diesem Lokal fand nach neueren Ermittlungen eine zweite Schlägerei statt, die Rüttemeyer schon so ziemlich den Rest gab.

Es ist ein auf den ersten Blick nicht einmal unfreundlich aussehendes Lokal. Vor der Theke streiten sich einige mehr oder minder zweifelhafte Gestalten über den Stand des Sechstager Rennens und über die Laufbahn von Dempseys Manager. Im Hinterraum spielen Kavaliere mit ihren Dämchen Mühle und scherzen über Grippe und Portemonnaiehusten.

Sieht man sich genauer um, so entdeckt man freilich manchen Stuhl, dessen zerbrochene Lehne bestimmt nicht an einem gemächlich sich anlehnen den Rücken in Stüde ging. Am Boden zeigt mir mein Mentor eine Stelle, wo noch Wochen nach der scheußlichen Mißhandlung Rüttemeyers die Spuren einer großen Blutlache zu sehen waren.

Aber heute ist es noch früh in der Nacht, und die Stimmung ist friedlich. Aus dem sonst recht rebheligen Wirt ist nichts über den Verlauf der Schlägerei herauszubringen. Er heißt Hase und weiß von nichts. Sein Grog aber ist gut und steif.

Wir ziehen — zwar nicht mit Gesang — aber doch in ein anderes „Restaurant“. Das Verkehrslokal jenes Oberkellners Irmer, der als einer der Haupttäter bei der Mißhandlung Rüttemeyers in Frage kommt.

Es ist schon Mitternacht vorüber, als wir die steilen Stufen zu dem im Erdgeschoß gelegenen Restaurant in der Derfflingerstraße hinabsteigen.

Ein kleiner, verqualmter Raum. Aus einer Ecke irgendwo quietscht jämmerlich ein Grammophon. Eingekleist zwischen Tischen und Theke drängen sich verwegene tanzende Paare.



Mißtrauische Blicke empfangen uns — Fremde. Aber mein Mentor weiß schnell Vertrauen zu gewinnen und entwickelt sich zum Stimmungsmacher der Gesellschaft.

Sinnlos Betrunkene lassen unverständliches Zeug, in das doch lauernde Ohren Sinn zu bringen verstehen. Mancher Verbrecher wird in solchen Lagen entlarvt.

Hier erfährt man auch von dem Dasein der „Immertreu“-Konfurrenz. Der „Klub des Westens“ vertritt hier den „Ring“. Und würdig vertritt er ihn.

Wieder in der Genthiner Straße. Ein anderes Lokal. Es ist das Verkehrslokal der Chauffeure, die im Fall Rüttemeyer eine Rolle spielen, und von denen wertvolle Zeugenaussagen zu ermitteln sind.

Ein langgestreckter, düsterer Wirtsraum. Am Ofen wärmen sich bieder dreinblickende Chauffeure. An der Theke lärmt „Kommune“. Taumelt schließlich zankend zur Tür hinaus.

Es wird still — gähnend still. Die Uhr geht auf zwei.

\*

Um drei erst wird das nächste und letzte Lokal aufgemacht, das wir auf unserer Rundreise berühren wollen.

Inzwischen besichtigen wir eingehend den Tatort. Alle die Unmöglichkeiten der polizeilichen Folgerungen werden einem da erst richtig klar.

Ein breiter, ebener Rasenstreifen trennt das Gitter vom Landwehrkanal, der heute träge und voll Eis seine Fluten vorüberwälzt. Auch ein Fall über das Gitter könnte also noch lange nicht zum Sturz in den Kanal führen. Dagegen müßte man annehmen, daß es den Fallenden warnen und wieder zur Besinnung bringen würde.

Auch die Zeugenaussagen versteht mein Führer an Ort und Stelle trefflich zu beleuchten.

Aber es ist ein frostiger Spaziergang. Ein eisiger Ost pfeift durch die Straßen. Bei jedem Atemzug friert uns die Nase zu.

So wenden wir uns denn wieder südwärts, nicht weil die sübliche Sonne dort Wärme spenden würde, sondern in der Hoffnung, im Bülowkrug, unserem letzten Ziel, die eingefrorenen Glieder wieder auftauern zu können.

\*

Ein Riese, der mich lebhaft an den berühmten Better Rid erinnert, steht als Zerberus unter der Tür. Gnädig läßt er uns passieren.

Drinne in engen Räumen ein beispielloses Gedränge.

Bewegenste Zubälter- und Verbrechertypen neben eleganten Kavaliern und behäbigen Spießern. Dazwischen zahllos wie Sand am Meere jene unglücklichen und glücklichen Geschöpfe, die der Berliner Volksmund „Nuttten“ nennt.

Auch hier findet man zahlreiche Gestalten, die in den Fall Rüttemeyer verwickelt sind. Ein junger Chauffeur gesellt sich zu uns, mit rohen Gesichtszügen und



brutalen Gorillahänden. Mein Führer kennt ihn als einen der gewiegtesten Verbrecher jenes Viertels. Heute ist er friedlich und scherzt und lacht mit uns als mit seinesgleichen. Wenn er wüßte . . . !

Wie sehr die Einrichtung solcher Lokale in unserer Demokratie schon gewissermaßen amtlich ist, und wie man die unglücklichen Mädchen direkt zur Prostitution zwingt, erhellt aus einer Erzählung, die ich am Nebentisch hören konnte.

Da berichtet so ein stellungsloses, vor Monaten schon bei Dieb entlassenes Mädchen ihrer Freundin unter Tränen, daß sie vom Wohlfahrtsamt in der Steglitzer Straße, als sie um Unterstützung nachsuchte, hart angelassen wurde, andere Mädchen brauchten doch auch keine Unterstützung, die ließen sich von ihren „Freunden“ helfen. Aufgabe des nationalsozialistischen Staates wird es sein, hier gründlich Wandel zu schaffen und die Prostitution wirksam zu bekämpfen, nicht nur durch Gesetze, als vielmehr in erster Linie durch grundlegende Besserung der ganzen sozialen Verhältnisse.

\*

Plötzlich entsteht Tumult. In einer Ecke ist Streit losgebrochen. Zwei muskulöse Burschen stehen einander in Vorstellung gegenüber. Rings schließt sich ein Ring sensationslüfterner, blutgieriger Zuschauer. „Gib ihm, Maxe!“ — „Druff, Willi!“

Schon fallen die ersten Schläge, da erscheint plötzlich, eines Hauptes höher denn alles Volk umher, unser „Bettler Kid“. Mit zwei gelassenen Griffen befördert er die Kampfhähne zur Türe hinaus.

Nach diesem „Höhepunkt“ beschließen wir den Abend, der zum Morgen geworden ist. Gegen sechs Uhr komme ich nach Hause und stelle befriedigt fest, daß merkwürdigerweise meine Briefftasche noch an ihrem Platze ist.



Der 10. Februar im eisigen Winter 1929 war eine harte Probe für Idealismus, Manneszucht und Ausdauer unserer braunen Jungens. Gleich sei es vorweggenommen: sie haben die Probe glänzend bestanden.

Seit langem war dieser Tag für einen Ausmarsch sämtlicher Berliner Standarten, teils nach Bernau, teils nach Potsdam vorgesehen. Da begann am Tage vorher ein plötzlicher, gewaltiger Temperatursturz, der den vorübergehend gelinde gewordenen Frost in sibirische Kälte verwandelte.

Als die Standartenführer am Sonntagmorgen sich marschbereit machten, starrten sie entsetzt auf das Thermometer, dessen Quecksilbersäule in der Nähe des dreißigsten Kältegrades sich bewegte.

Was tun? Den Marsch absagen? Durch nichts hätten sie ihre Braunhemden mehr beleidigen können.

Also marschieren, trotz Kälte und pfeifendem Wind!

\*

Sta. I und II sollten nach Potsdam marschieren. Sta. I tritt Punkt 9 Uhr in Dallgow-Döberitz an. Die Beteiligung ist überraschend groß. Ein S.A.-Mann fürchtet den Teufel nicht, wenn es den Dienst an der Bewegung gilt, wie sollte er da vor Frost und Sturmwind weichen?

S.A.-Mann Maikowski, derselbe, der vor mehr denn Jahresfrist von kommunistischen Morbbuben niedergestochen wurde und ein trauriges Weihnachtsfest zwischen Leben und Tod durchlitt, ist jetzt wieder munter in den braunen Reihen. Er erzählt:

„Mit Gesang ging es über Dallgow-Seeburg, Krampnitz, Groß-Glienide nach Potsdam. Hinter Dallgow kommt der Befehl: Marschkolonne, Marschordnung!

Bei mehreren Kameraden zeigen sich jetzt als Folgen der Kälte auf Ohren und Nasen weiße Flecken, die durch kräftiges Reiben beseitigt werden.

Wie wir in Seeburg ankommen, sind es noch immer 27 Grad. Hier wird kurze Rast gemacht. Nachdem mit einigem Korn die innere Wärme und durch Einreiben mit Petroleum die äußere Wärme wieder hergestellt ist, geht es weiter. Nach einiger Zeit kommen wir in einen Wald, der uns endlich etwas Deckung vor dem eisigen Wind gibt . . .“

\*

Die Landstraße ist trotz der Kälte stark belebt mit Autos. Um ihnen Raum zu geben und ewiges Ausweichen zu vermeiden, läßt der Standartenführer „zwei Rotten rechts, zwei Rotten links“ marschieren.

Schon haben zahlreiche Autos die Durchfahrt passiert, als blicks schnell ein Herrenfahrer dahergebraust kommt. Plötzlich macht er einen scharfen Bogen und fährt mitten in die marschierende Kolonne hinein. Zwei S.A.-Leute liegen wie tot

hingemäht im Schnee. Der Fahrer aber gibt Vollgas und saust eilends davon, geleitet von den Verwünschungen der Braunhemden.

„Der Strolch kann von Glück sagen, daß er uns nicht in die Hände gefallen ist“, schreibt Maitowski in seiner begreiflichen kameradschaftlichen Erregung.

So groß die Roheit dieses Autofahrers ist, so menschenfreundlich zeigt sich der Besitzer des nächsten Wagens, der Frau und Kind aussteigen läßt, um die beiden Verwundeten aufzunehmen.

Im Städtischen Krankenhaus in Potsdam finden die beiden Unglücklichen Aufnahme. Hier können auch ihre Verletzungen festgestellt werden. Dem einen ist der linke Oberarm gebrochen. Außerdem hat er eine schwere Gehirnerschütterung davongetragen. Der andere hat das rechte Bein gebrochen.

Nachdem noch mit einem zweiten Auto der Täter verfolgt worden war, so daß seine Feststellung gelang, wird der Marsch auf Potsdam fortgesetzt, wo eine halbe Stunde später auch Sta. II eintrifft. Um 4 Uhr nachmittags treten beide Standarten am Bahnhof Potsdam weg. Noch am Abend aber müssen eine ganze Reihe der Braunhemden erfrorene Ohren oder Zehen und andere Gliedmaßen von Ärzten behandeln lassen.

\*

Schlimmer noch hatten die Standarten III, IV und V unter der Kälte zu leiden. Im Norden Berlins betrug die Kälte vielfach 35, ja bis zu 40 Grad, während der Ostwind ungehemmt über die verschneiten Felder segte.

Trotzdem ist auch hier die Beteiligung ungewöhnlich stark. Vor allem Sta. IV zeichnet sich durch zahlenmäßige Stärke aus. Auch die „Spielmöpsen“ der Lehrabteilung sind vollzählig erschienen und spielen trotz der Kälte — eine unerhörte Leistung.

Von Zerpent aus geht es in dreistündigem Marsch nach Blumberg, dem „roten Moskau“ Brandenburgs. Die Kälte ist wahrlich moskowitzisch. Bald gibt es viele erfrorene Ohren, geschwollene Bäuche usw. Aber die Stimmung bleibt glänzend. Die immer länger und dicker werdenden Ohren werden als „Schweinsohren“ belacht. Fröhlicher Gesang steigt in die frostflirrende Winterluft.

Am schlimmsten haben es die Fahnenträger. Starr und steif werden die Hände an den kalten Stangen. Alle Augenblicke müssen sie die Fahne auf die andere Schulter wechseln, um die freigewordene Hand mühsam wieder aufzutauen.

Die Ohren? Ach du lieber Gott, an die können sie überhaupt nicht mehr denken. Mögen sie erfrieren, aber von ihrem heiligen Tuch lassen die Treuen nicht.

\*

Der Einmarsch in Blumberg wird zur Sensation für das eingeschneite Städtchen. Den Einwohnern ist die staunende Hochachtung vor der Leistung der Braunhemden vom Gesicht abzulesen. „Bei die Kälte seid Ihr auch unterwegs? Alle Hochachtung!“



Auf um so besseren Boden fällt die Rede, die Dr. Goebbels, der im offenen (!) Auto gekommen war, auf dem Marktplatz hält. Diese Kundgebung wird für den großen Film „Kampf um Berlin“, der später seine Uraufführung in der Reichshauptstadt erlebt, aufgenommen. Aber auch dem Kurbelmann spielt die Kälte übel mit. Auch der bringt hier ein Opfer.

\*

Auf den ursprünglich geplanten Weitermarsch wird verzichtet. Es sind genug Ohren und andere Gliedmaßen erfroren.

Du aber, verehrter Spießer, der Du zu Hause hinter dem Ofen sitzt und denkst: „Was für ein Blödsinn, bei der Kälte einen Ausmarsch zu machen“, wisse, daß der S.A.-Mann nicht zwecklos Strapazen erduldet. Er ist sich klar darüber, daß er einst noch viel härteren Proben ausgesetzt sein wird, die zu ertragen gelernt sein will. Er weiß aber auch, das hat er an den bewundernden Mienen der harten märkischen Bauern gesehen, daß er sich an jenem Tage nicht umsonst der mörderischen Kälte ausgesetzt hat. Das genügt ihm. Es geht ja um Deutschlands Freiheit. Und darum, Spießer, Hut ab vor unseren braunen Jungs!





## 10. Gummifnüppel über Berlin

s geht wieder los.

Der Zusammenbruch ihres faulen, korrupten Systems läßt die Herren noch nervöser werden, als sie so schon sind.

Sie wackeln energisch mit ihren liberalen Zöpfen von Anno dazumal und fuchteln gar gewaltig mit ihren demokratischen Gummifnüppeln.

Regt Euch wieder ab, Ihr wandelnden Symbole einer stumpfsinnigen Vergangenheit.

Mit Euren hysterischen Wutanfällen dreht Ihr das Rad der Weltgeschichte auch nicht mehr zurück.

Verfrachtet Euch wieder in Eure Paulskirche, von wo Ihr schwägend Euren Ausgang nimmt. Vielleicht richten wir sie Euch als Naturschutzpark ein, um Eure selten blödsinnige Gattung Mensch unseren Enkeln als Merkwürdigkeit und abschreckendes Beispiel zu überliefern. Homo Quasselfritzii, zu deutsch der Demokrat, in seiner Urform sowie in seiner „nationalen“ und seiner marxistischen Abwandlung.

Anders habt Ihr in Deutschland nichts mehr zu suchen. Ihr vermochtet es nicht, das Reich zu schaffen. Das mußte der „Krautjunker“ Bismarck für Euch tun. Doch zugrunde gerichtet habt Ihr es freilich in verblüffender Schnelligkeit.

Jetzt aber kommt über Euch die Nemesis der Weltgeschichte.

Jetzt kommen wir Jungen, um nach Eurer Epoche des Verfalls und der Zerstörung ein neues Zeitalter formgebender Schöpferkraft heraufzuführen.

Noch sucht Ihr unter Verleugnung all Eurer Ideologien durch geistlosen Terror Eure Throne zu stützen.

Wir können warten. Wir sind die Jungen. „Mit uns zieht die neue Zeit“. Aber je länger es dauert, um so furchtbarer wird die Abrechnung sein. Also, in Eurem eigenen Interesse:

Abtreten, Ihr Herren!

\*

Das war wieder einmal eine Spitzenleistung, was die getreuen Knechte unseres Nasobems nach der Justizfundgebung im Kriegervereinshaus fertig brachten.

Ich sage ausdrücklich nicht „die Schupo“; denn glücklicherweise sind längst nicht alle Grün- und Blauröde mehr „getreue Knechte“ des Mannes mit dem gesetzlich geschützten Namen. Es beginnt auch da zu tagen.

Aber immerhin gibt es unter ihnen noch genug Sklavenseelen, die mehr Wert auf rasche Beförderung denn auf anständige Gesinnung legen.

Das zeigte sich eben an jenem Abend, als nach Schluß der Versammlung über 4000 Menschen aus dem Kriegervereinshaus herausströmten.

Leider konnten sich nicht all die Tausende mit einem Schlag in Luft auflösen, und da auch der Zugang zur Untergrundbahn alsbald durch einen Massenandrang verstopft war, wälzte sich der Strom der Versammlungsbesucher durch die Chausseestraße der Invalidenstraße zu, um die dort vorhandenen zahlreichen Verkehrsmittel benutzen zu können. Diese Gelegenheit nun ergriff die Polizei — ich bitte dabei immer die eben erwähnten Einschränkungen zu machen — um ihre bübischen Methoden zur Anwendung zu bringen.

Mit geschwungenem Gummiknüppel stürzte sie sich auf die Menge, ohne einen anderen Anlaß, als daß diese Menge eben da war.

Blind und wahllos wird mit dem Zepter der Demokratie dreingeschlagen. Auf Greise, auf Frauen, auf Kriegsbeschädigte.

An einer Straßenbahnhaltestelle bleiben einige Leute stehen, um in die Bahn einzusteigen und sich so dem Getümmel zu entziehen.

Schon ist auch die Polizei da.

„Weitergehen, weitergehen!“ — Gummiknüppel sausen.

Ein paar Kühne — wie kann man auch in der Demokratie so unverschämt sein — wagen den Widerspruch: „Wir wollen ja nur auf die Straßenbahn warten“.

„Wir werden Euch schon Fahrgelegenheit geben“, schreit sie ein Hauptwachmeister an, winkt das nächste Bereitschaftsauto heran, und dann wird aufgeladen.

Man muß das mit angesehen haben, um einen richtigen Begriff von diesem „Aufladen“ zu bekommen. Mit Worten läßt sich solche Brutalität nicht ausdrücken.

Da wird das Opfer im Genick gepackt, erhält erst einige Gummiknüppelhiebe über den Schädel, bis es sich nicht mehr rührt, um dann kopfüber wie ein Sack auf den Wagen geworfen zu werden. Sollte das unglückliche Opfer dabei immer noch zappeln, so wird es — das wurde mehrfach beobachtet, — mit dem Kopf gegen die eisernen Gitter des Wagens gestoßen, bis der „Widerstand gegen die Staatsgewalt“ gebrochen ist.

Ob Junge, ob Greis, ob Frau, ob Invalide — in der Demokratie ist ja „alles gleich“.

\*

Als der also beladene Wagen sich in Bewegung setzt, ertönen aus der Menge einige, wohl aus Mitleid und Solidaritätsgefühl mit den armen Gefangenen unwillkürlich entsprungene Heilrufe.

Wieder Halt. Wieder „Aufladen“. Wobei man mit Vorliebe solche erwischt, die nicht einmal das staatsgefährliche „Verbrechen“ des Heilrufens begangen haben.

Ein Grüner fällt auf, der einen wehrlosen Kriegsinvaliden besonders bestialisch

mißhandelt. Ein Bekannter des Mißhandelsten geht zu dem zuständigen Hauptmann, um sich die Nummer des Rohlings geben zu lassen.

Der läßt ihn hochfahrend an:

„Die Nummer bekommen Sie nicht, ich bin im Dienst.“

Da sich der Frager durch diese eigenartige Logik — bekanntlich ist es gerade eine Dienstvorschrift, daß die Nummern gegeben werden müssen — nicht verblüffen läßt, bezieht er abermals einen wütenden Anschauzer, der ihm bereits die Aussicht auf Verhaftung wegen „Störung einer Amtshandlung“ eröffnet.

Nun wendet er sich an einen in der Nähe befindlichen Polizeimajor, der sich offenbar seiner dienstlichen Verpflichtungen besser bewußt ist. „Sagen Sie dem Hauptmann“, erhält er zur Antwort, „Sie kämen von mir, er solle Ihnen die Nummer geben.“

Der Polizeihauptmann versucht noch, den Beamten zu verleugnen, der sei gerade nicht da.

„Aber er steht ja neben Ihnen.“

Eine Reihe von Zeugen bestätigt das. So muß der Hauptmann schließlich kapitulieren.

„Dann müssen Sie schon Ihre Nummer herausgeben.“

Wütend stößt er es hervor. Es ist die Nummer 179, Bereitschaft 7.

\*

Überhaupt scheinen verschiedene sehr eigenartige Polizeioffiziere diesmal ihr Unwesen getrieben zu haben.

Es ist freilich verständlich, daß die Herren keine Zeugen ihrer Bestialitäten zu haben wünschen, daß sie aber so weit gehen — wie dies ein Polizeihauptmann tat —, ihren Leuten bei Beginn ihrer Aktion zuzurufen: „Wenn jemand Zeugen aufschreiben will, gleich zwischen[schlagen]!“, so kann man das nur noch als demokratisch bezeichnen.

Trotz dieses schönen Befehls ist es uns doch gelungen, nicht nur diese Äußerung selbst, sondern auch alle anderen hier angeführten Vorkommnisse durch Zeugenaussagen zu erhärten.

\*

Von der Polizei getrieben, gelangte schließlich ein Teil der Menge bis in die Gegend des Bahnhofs Friedrichstraße.

Plötzlich kommt ein neues Überfallauto herangebraust. Die Mannschaft springt ab, und wieder saust der Gummiknüppel. Auch dieser Wagen wird mit „Schlachtopfern“ angefüllt.

Wie wahllos die Verhaftungen vorgenommen wurden, zeigt am besten die Tatsache, daß eine zufällig des Weges kommende Frau aus Hermsdorf, die weder in der Versammlung war noch mit der Bewegung irgend etwas zu tun hatte, gleichfalls verhaftet und ohne Vernehmung 12 Stunden festgehalten



wurde. Man beabsichtigt offenbar, die Leute gewaltsam zu Nationalsozialisten zu machen.

Uns kann es recht sein. Wir haben es ja so leicht. Wir brauchen nur die durch dieses System mißhandelten oder wirtschaftlich zerbrochenen Menschen zu sammeln und zu organisieren.

So schafft uns die Demokratie selbst die Armee, mit der wir sie zerschmettern werden. —

Legal, legal, Herr Staatsanwalt!





as also ist der „Kampfmai 1929“! —

Ich bin ein neugieriger Mensch und wollte mit eigenen Augen sehen, wie das Proletariat an seinem „Weltfeiertag“ mit den Kapitalisten aufräumt.

Also pilgere ich durch den reichen Westen, über den Kurfürstendamm und rund um die Gedächtniskirche.

Aber siehe da, nicht eine rote Nelke ist zu sehen!

Vielleicht fürchten die Kämpfer der „Weltrevolution“ das gewaltige Polizeiaufgebot, das die Paläste der Ausbeuter schützt?

Ach, dieses Polizeiaufgebot, es ist nicht am Kurfürstendamm. Einsam rubern dort Verkehrsschutzleute an den Straßenkreuzen.

Selbst die westlichen Bezirke der R.P.D. haben ihre Versammlungspunkte weit nach Osten hin verlegt. Es wäre ja auch zu grausam, den armen Juden am Kurfürstendamm den Morgenschlaf zu stören.

\*

Weiter also. Zum Wittenbergplatz. Dort soll sich um halb elf Uhr die Charlottenburger „Kommune“ treffen.

Richtig tauchen auch einige rote Nelken auf, die sich in losen, pendelnden Gruppen auf dem Platz bewegen. Zuletzt mögen es gegen zweihundert sein.

Schließlich setzen sie sich, halb freiwillig, halb von der Polizei, die dort mit zwei Autos angetreten ist, gedrängt, in östlicher Richtung auf den Rollendorfplatz zu in Bewegung.

Mein Begleiter, ein Charlottenburger S.A.-Mann, wird angerempelt. Obwohl „getarnt“, ist er von Charlottenburger Marxisten erkannt worden.

Nun folgt uns eine vielleicht zehnköpfige Horde, eine passende Gelegenheit zum Überfall suchend.

Bald scheint diese auch gekommen. Ein Kommunistentrupp vor uns wird aufmerksam, bleibt stehen und erwartet uns. Die Polizei ist weit und beschäftigt.

Da wir zwei keine Lust verspüren, uns von zehnfacher Übermacht zwecklos zusammenbauen zu lassen, treten wir — einziger Ausweg — in ein Café, an dessen Eingang wir gerade angelangt sind.

Zwar ist es zu dieser Tageszeit völlig menschenleer. Nicht einmal eine Bedienung läßt sich blicken. Aber glücklicherweise verzichten unsere Gegner darauf, uns hierher zu folgen. Sie hätten uns hier ungestört abtun können.

\*

Bald ist die Luft wieder rein, und wir ziehen weiter. Zum Potsdamer Platz, wo um 1 Uhr die „gewaltige Massenkundgebung des revolutionären Proletariats“ stattfinden soll.

O welch eine Pleite!

Der Platz ist kaum belebter als sonst. Die roten Nelken wagen nur zerstreut als harmlose Spaziergänger umherzuwandeln.

In der Königgräzer Straße haben sich einige hundert zu einem randalierenden Haufen zusammengelottet, werden jedoch von tausenden Gummiknüppeln bald zerstreut.

Der Massenaufmarsch auf dem Potsdamer Platz ist schon bei den ersten kümmerlichen Versuchen kläglich gescheitert. Deutsche Arbeiter werden von deutschen Beamten verbrochen.

In Wertheims prächtigem Warenhauspalast aber drängen sich idiotische Käufer.

\*

Vielleicht ist am Alexanderplatz, dem anderen Hauptdemonstrationspunkt, mehr los?

Also dorthin.

Wieder daselbe Bild. Schupo beherrscht den Platz. An den Rändern stehen einige hundert rote Nelken. Machtlos und stumm.

Eine niedergedrückte Stimmung liegt über diesen Menschen.

Überfallautos, beladen mit Gefangenen, rollen vorüber. Die da droben sitzen still und apathisch auf den Wagen. Nur ein graubärtiger, bieder blickender Mann grüßt die Genossen auf der Straße mit erhobener Faust.

Die Menge aber schweigt gedrückt, wie teilnahmslos.

Kein flammender Kampfgeist, kein revolutionärer Schwung, wie wir ihn bei unseren Braunhemden gewohnt sind.

Ist es deshalb, weil man nirgendwo mit tapferem Beispiel vorangehende Führer sieht? Dämmert es den roten Nelken, daß sie von ihren Bonzen verraten und verkauft sind?

Wo ist Max Hölz mit seiner großen Klappe, der sich „an die Spitze des Zuges“ stellen wollte?

Wo sind sie, alle die Herren, die das Proletariat in dieses aussichtslose Beginnen hineingehegt haben?

Wo sind sie, denen es auf zahllose Tote nicht ankommen wollte? Tote, nicht etwa für die Durchsetzung eines großen Kampfzieles, sondern für eine Rabauunternehmung, die darum sinnlos ist, weil zu ihrer Durchführung den Aufpeitschern der Massen die Macht von vornherein völlig abging.

Die Abgeordneten Ende und Schulz scheinen die einzigen zu sein, die den Mut aufbrachten, selbst zur Demonstration zu erscheinen.

Wie lange wird der deutsche Arbeiter sich noch von solchem Führergefindelein in den Tod hegen lassen?

\*

In den Tod!

Denn nun beginnt die Komödie zur Tragödie zu werden.

Nach dem kläglichen Scheitern der geplanten Demonstrationen am Alexanderplatz und am Potsdamer Platz ziehen sich die Kommunisten in ihre Hochburgen am Wedding und in Neukölln zurück, um da einen Kleinkrieg gegen die verhassten Horden Jörgiebels zu führen.

So kommt es in diesen roten Vierteln zu ebenso heftigen wie sinnlosen Schießereien, die erschreckend viele Opfer an Toten und Verwundeten kosten, ohne daß damit der Sache des Proletariats in irgend etwas gedient wäre.

Die Ausbeuter aber sitzen im Westen Berlins behaglich in ihren Klubsesseln, während Max Hölz im friedlichen Wilmersdorf vor fünfhundert Männlein und Weiblein im geschlossenen Saale wieder seine Klappe aufreißt und den heutigen „Sieg der K. P. D.“ verkündet.

\*

In der Bodbrauerei in der Föbichstraße vereinigen sich zur selben Stunde die Nationalsozialisten, soweit sie nicht ein größeres Interesse nach den Kampfzonen in Neukölln und am Wedding zieht, zu einer deutschen Maifeier.

Dort spricht der Berliner Gauführer und verkündet uns diesen zu einem Bluttag des Arbeitermordes und Klassenkampfes herabgewürdigten Tag zu einem Feiertag der Arbeit, den zu begehen der nationalsozialistische Staat als Pflicht ansehen wird.

Als wir durch das nächtliche Berlin nach Hause fahren, scheint überall wieder Ruhe eingetreten zu sein.

Was hat es auch schon gegeben? Ein paar tote Proleten, ein paar kneifende Bonzen. Ein sozialdemokratischer Polizeipräsident, der die kapitalistische Demokratie wieder einmal gerettet hat.

Weltfeiertag!

*Jonckheere:*  
*von Hofen in Preussens*

REPUBLIKANISCHE HOFGEDICHTE



# 1. Die richtige Adresse

Der englische Außenminister Chamberlain hat erklärt, daß Deutschland auf Räumung des Rheinlandes keinen Anspruch hat.



Welch reizende Adventsbescherung  
Sir Austen Chamberlains Erklärung,  
und wie erhebend fürs Gemüt  
war erst der Geist, den sie verriet!

Es war, wenn man es recht betrachtet  
(man hat dies noch nicht so beachtet),  
ganz einfach ein Gebot der Zeit:  
ausgleichende Gerechtigkeit.

Wer ist es wohl, der sich nicht kränkt,  
wenn er der Ohrfeigen gedenkt,  
die Müller, als nach Genf er ging,  
von Briand klatschend dort empfing?

Wir alle wußten doch das eine:  
es waren Stresemannen seine,  
und nur weil dieser nicht vorhanden,  
hat man sie Müllern zugestanden.

Der Saldo ist nunmehr bereinigt,  
das sei Herrn Stresemann bescheinigt:  
Sir Chamberlains Schlag in die Fresse  
ging an die richtige Adresse!

## 2. Herr Stresemann!

**A**ls Sie in München waren,  
da ist Ihnen folgendes widerfahren:  
Es haben ein paar Leute gepiffen.  
Herr Stresemann, haben Sie das begriffen?  
Gewiß, es war vielleicht insoweit  
eine kleine Taktlosigkeit,  
wie sie derjenige immer empfindet,  
dem man gradaus die Wahrheit verkündet.  
Immerhin, Sie wurden ins Bild gesetzt,  
daß man Sie nicht besonders schätzt,  
Ihre „Politik“ hält man für Utopie,  
man nimmt Sie nicht ernst, man pfeift auf Sie.

Herr Stresemann! Als Sie vom Gare du Nord  
abfuhr, da kam folgendes vor:  
Es haben ein paar Leute gepiffen.  
Herr Stresemann, haben Sie das begriffen?  
Gewiß . . . (siehe oben, bis:) Utopie,  
man nimmt Sie nicht ernst, man pfeift auf Sie.

Sie haben geradezu unerlaubt  
naiv stets an den Erfolg geglaubt  
und wurden um jede Hoffnung betrogen:  
Haben in Locarno den kürzern gezogen,  
durften in Thoiry die Zechen bezahlen,  
fielen durch bei den Münchener Wahlen,  
und während Sie den Kellogg-Pakt mitgestalten,  
werden im Rheinland Manöver gehalten — — —  
Herr Stresemann, wann begreifen Sie endlich:  
Man pfeift auf Sie geradezu schändlich!?  
— Und wann werden Sie die Konsequenz dazu finden  
und verschwinden . . . ?



### 3. Stresemann gegen Zaleski

n einer düstern Walbesmitten  
belauerten mich zwei Banditen.  
Der eine nahm mir mein Gepäc,  
der andere Rock und Weste weg,  
der wieder hat die Schuh geklaut,  
und so ging's fort bis auf die Haut.  
So war denn schließlich nur die Frage  
des Lösegelds noch in der Waage.  
Die zwei war'n riesig nett zu mir,  
traktierten mich mit Wurst und Bier,  
nur wenn ich selbst was sagte, so  
bekam ich eins auf den Popo.  
Daraus ersah ich aber klar,  
wie nah ich schon am Ziele war,  
und ich hielt selbst den Hintern hin,  
da ich für glatte Arbeit bin.  
Nun hatten aber jene zwei  
noch einen kleinen Hund dabei,  
und dieser Rüter wollte gern  
gemäß dem Beispiel seiner Herrn,  
biewiel ich grad im tiefsten Büden,  
mich einfach in die Waden zwiden  
(nachdem er mich erst angeklafft).  
Ha ! ! !  
Dem verbarb ich das Geschäft!  
Dem sagte ich — bei meiner Ehre! —  
ganz kalt, was er für einer wäre,  
ich könnte auch die Fäuste ballen  
und ließ' mir niemals nichts gefallen . . .  
Der Rüter: Na! nicht einen Hauch!  
Und, denkt euch, die Banditen auch!

Mein Grundsatz: Laß dir nichts gefallen,  
bleib fest! das imponiert bei allen,  
(Das gilt auch für die Räuberbrut.  
Allein — wir stehn uns viel zu gut . . .!)



#### 4. Urlaub für Deutschland!

Wahrhaftig! Sogar auf Urlaub in Cannes  
arbeitet der kostbare Stresemann  
an seinem Amt ohne Unterbrechung  
und läßt sich zu wichtiger Besprechung  
die Botschafter kommen aus Rom und Paris  
und verhandelt in rebus politicis!

Da wird über neue „Versöhnung“ geknobelt  
und neue Silberstreifen gehobelt,  
„Erfolge“ gemanaget und unverdrossen  
neue Reichstagswahlen beschlossen,  
„erfüllt?“ und „gesichert“ ohne Ermüden  
unterm blauen Himmel im sonnigen Süden.

Es ist zum Lachen. Und zum Weinen dazu!  
Warum gönnt er sich (und uns!) keine Ruh?  
Ließ er's beim Urlaub mal richtig bewenden  
und wirklich die Politik aus den Händen:  
Das wäre die einzige Aussicht noch,  
daß Deutschland wieder ein bißchen käm' hoch!



## 5. Gründliche Arbeit in Genf

**A**ls unser Müller im Völkerbunde  
den Finger gelegt auf die Abrüstungswunde  
(es irrt der Mensch, solang er strebt),  
da hat ihm der Briand eine geklebt.

Da schrien die Chauvinisten-Kanaken,  
man müsse sogleich die Koffer packen  
und Genf verlassen im Augenblick —  
aber sie hatten damit kein Glück.

Denn der Graf Bernstorff blieb eisern da,  
weil er die gute Gelegenheit sah  
beim zweiten Abrüstungsverhandlungsgang  
zu einem weiteren Maulschellempfang.

Da schrien die Nationalisten schon wieder,  
aber die Delegation blieb bieber,  
und so hat man denn dem seßhaften Gast  
noch schnell ein paar in die Fresse verpaßt.

Erst als die Ohrfeigen, die man in petto  
für Deutschland hatte, sämtliche netto  
von uns entgegengenommen waren,  
konnten die Herren nach Hause fahren.



## 6. Nobelpreis und Sprachlehre

eneigter Leser, dies ist wichtig!  
„Nobelpreis“ sprichst du meist nicht richtig!  
Das Wort kommt nicht von „nobel“ her,  
der Ton liegt auf dem „bel“ vielmehr.

Nobel aus Stodholm-Saltsjöjunden  
hat einst das Dynamit erfunden,  
weswegen man auch konsequent  
die Stiftung Friedenspreis benennt.

Man sieht, es ist gar nicht so ohne,  
daß man ein Wort auch recht betone,  
speziell ein Fremdwort heißt oft nicht  
das, was man meint (wenn man's falsch spricht).

Und man begreift: solch Sprachverwirrung  
führt oft zu peinlichster Verirrung —  
der Ton macht meistens die Musik  
(besonders in der Politik).

Als Beispiel sei hier hergenommen,  
was jüngst den Friedenspreis bekommen  
(das gibt dann so'nen Kladderatsch),  
denn was man „Quibde“ schreibt — heißt „Quatsch“!

## 7. Der Feme Richter an die Reichswehr



Ich weiß nicht — brüden wir uns noch die Hand,  
ehe wir weiterwandern?

Wir haben uns einstmals gut gekannt,  
einer den andern.

Wir sind einst nebeneinander marschiert  
und waren gemeinsam Soldaten,  
wir wurden einst gemeinsam geführt,  
gemeinsam beschimpft und verraten.

Der Rettung für unser Vaterland  
galt unser Kampf bis aufs Messer,  
Ja ja — einst habt ihr uns gut gekannt,  
jetzt — kennen wir euch noch besser.

Jetzt — plötzlich wißt ihr von uns nichts mehr,  
jetzt sind wir nur mehr Rebellen,  
jetzt sochten wir nicht mehr für Deutschlands Ehr',  
jetzt sind wir nur Spießgesellen.

Wir haben unsere Arbeit getan  
in Not und Tod und Bedrängnis —  
jetzt fängt für euch die Karriere an  
und für uns das Gefängnis.

## 8. Beleidigungen

S

In einer Sitzung des Reichstages wurde der Abg. Strasser ausgeschlossen, weil er den Finanzminister Hilferding einen „negroten Juden aus Galizien“ genannt hatte.

Seht diesmal sind sie unversöhnlich!  
Daß wer als „negroider Jud“  
bezeichnet wird, ist ungewöhnlich,  
da paßt sie doch die große Wut.

Der Fall ist für sie doppelt scheußlich,  
denn die Bezeichnung negroid  
ist wissenschaftlich unabweislich,  
und ditto ist es auch der Jüd.

Man denke nur einmal zur Krassern  
Verdeutlichung an das Prinzip:  
es nannte demnächst einer Strassern  
„Dinarischer Germanentyp!“

Zwar glaub' ich nicht, daß er gekränkt ist,  
denn Strasser ist ja nur ein Gaj,  
bieweil uns Hilferding geschenkt ist  
als Jude und mit Portefoj.

Der Gegensatz ist ja recht lieblich,  
im sogenannten Deutschen Reich  
beleidigt man sich unterschiedlich:  
mit Lüge uns, mit Wahrheit euch.



## 9. Sozialdemokratische Familienzene

**N**a, seht ihr, ihr alten Sozialdemokraten,  
nun riecht ihr allmählich wohl auch den Braten,  
wie das im allgemeinen so geht  
mit der schönen Solidarität!

Da gibt es nicht Meinung, Ansicht und Neigung,  
da gibt es nur eine „Überzeugung“ —  
die wird euch von den Bonzen diktiert,  
und wehe dem, der nicht pariert!

Poß Cohn und Moses!, das wäre ja heiter,  
wenn jeder Prolet und Erdarbeiter  
sich seine eigene Meinung erlaubt  
und gar an die Bonzen nicht mehr glaubt!

Nur immer brav nach Kandare und Zügel,  
und wer nicht will, der kriegt eben Prügel:  
Gesinnung und Beitrag gehören der Partei —  
im übrigen seid ihr durchaus frei . . .



## 10. Schlag auf Schlag

Wenn ein Nationalsozialist  
der Schupo als solcher kenntlich ist,  
so wird er, ohne langes Fragen,  
niedergeschlagen.

Wenn er dagegen protestiert  
Und bei den Behörden vorstellig wird,  
so wird die Behandlung solch lästiger Klagen  
niedergeschlagen.

Man glaubt nämlich, wenn man solches tut,  
dämpft man den Nazisoziis den Mut,  
sie würden an ihrer Sendung verzagen,  
niedergeschlagen.

Hier liegt der Fehler der Rechnerei  
der braven Berliner Polizei.

Schikaniert uns und schlägt uns tot —  
jede Roheit, jedes Verbot,  
jeder Meineid und jede Fezge,  
jeder Bruch der Verfassungsgesetze  
macht uns stärker!

Eure Schuld!

Schenkt uns nur weiterhin eure „Guld“  
und ihr werdet in baldigen Tagen  
wiedergeschlagen.



## 11. Lied der Warenhausjuden

Wir führen den Ritsch und wir führen den Schund,  
wir richten die kleinen Läden zugrund',  
wir beuten die kleinen Kunden aus,  
die Masse bringt's, im Warenhaus.

Wenn irgendwo eine Fabrik verkracht,  
wir haben darauf schon lange acht,  
wir kaufen den ganzen Restbestand  
und sind für billige Preise bekannt.

Macht sonst irgendwo eine Firma bankrott. —  
vom Automobil bis zum Himbeerkompott,  
wir kaufen alles in Mengen an  
und bringen es wieder an den Mann.

Wo immer die Existenzen scheitern,  
da können wir ramschen, da können wir schleudern,  
Solange noch Kaufleute pleite gehn,  
solange sind wir mit Ware versehen.

Wir liefern prompt und bedienen willig  
und sind vor allem überaus billig.  
Die Qualität ist uns nicht so wichtig,  
aber annoncier'n tun wir richtig.

So schlecht kann gar keiner fabrizieren,  
daß wir's nicht als „Spezialität“ propagieren,  
und fällt das auch mal einem Kunden auf,  
er kommt schon wieder zum „Ausverkauf“.

Wir führen den Ritsch und wir führen den Schund,  
wir richten die kleinen Läden zugrund',  
wir beuten die kleinen Kunden aus,  
die Masse bringt's, im Warenhaus.

## S 12. Jonny spielt auf

aja, das findet ihr nu seh:  
Ein Nigger-Song und ein Beschiß muß  
vorkommen, Kino, Charleston, Jazz —  
so was nennt ihr dann „Realismus“.

Wir gönnen euch das Amüsang!  
Nur ein Moment bedarf der Schlichtung:  
Preist doch nicht immer jeden Stant  
und jeden Kälps als „neue Richtung“.

Sogar Herr Luppe wird mobil  
und schreibt zum „Jonny“ Kommentare —  
nee, Kinder, ist's auch euer Stil,  
ist's drum noch nicht der einzig wahre.

Und schaut ihr mal in was hinein  
und nehmt dort Affen wahr und Schweine,  
dann mag's vielleicht ein Spiegel sein —  
doch Kunst ist's keine.



*Owja: Hien, jatz' und' ich!*

RANDBEMERKUNGEN EINES RESPEKTLOSEN



Id hab Muttan jesacht, betse all meine Sachn nachsehen möchte, id müßte üba Sonnabend weg.

Wir machtn aus Berlin raus, da were Generalappell.

Na, Muttan wa det nich so ganz recht. Det koste so vills, Fahrt unn Stulln unn Nachtquartier.

Id hab Muttan velleichte azehlt, det det bloß injebilte Schwierichkeeten sind. Fahrjeld?

Na, unn wenn id meine silbane Insejnungsuhr uff die Gandleihe trage, det Jeld kommt raus. Also die eene sogenannte Schwierichkeit is behobn.

Stulln?

Erstns sind wa Kohldampffchiebn jewöhnt. Zweetns jenüjn zur Not ooch een pa schmalzene Stulln, unn drittns helfn sich bei uns die Kameradn unn Parteienossen jejnseitich. Also ooch det fellt weg.

Nachtquartier?

„Weeste, Mutta, bei son Tach haut man sich schon mal schnell in eene Ecke unn pennt, det det eene Dage det andre nich sieht, außadem wirlds schon irjendwo een Massnquartier jehn. Siehste, Mutta, Du wirst det nicht so vaftehn, aberst wenn man so in de Nacht vor een jroßn Tach liejt, denn kann man bei seine Vorfreude janich schlafn. Unn ganz früh springt man doch auf, wenn man übahaupt jeschlafn hat.

Siehste, Mutta, da sieht man imma neue Kolonnen. Jeda det jleiche Hemd unn det jleiche Zeichn unn die jleiche Jesinnung. Unn alle wissen wa, da steht eena deine Führa, der Dir den Wech weist, unn den de Deine Weltanschauung zu vadankn hast. Unn denn fliecht der Arm schon hoch und du mußt Heil rufn, weilbe sonst vor Freude fast plagn könntest. Vor dir siehste Scharen unn hinta dir. Imma neue Kolonnen, Mutta, weeste, wennde det sehen könntest.

Unn id jeh hin. Unn wenn id die ganze Nacht frumm liejn müßte.

Id fahr zum Generalappell.

Mutta, denk Dir doch, wie wa da uffmarschiern unn unse herrliche rote Fahne zejhn, wie det leuchtet üba uns.

Mutta, mits Vafstedn isset vorbei.

Wir marschiern, Mutta, unn Dein Junge mit.

Da hat Mutta mir den Kopp jestreichelt, als wennid noch fleena Junge wer: „Jeh mit Jott, mein Junge!“

## 2. Dawes, det sind die Frosch von uns

**N**eulich komm id jrade von Abeet nach Hause unn eß mein Abnbrot, een schönet schmachhaftet Julasch, weil mal wieba Gleeſchtach wa zu Hause, da azeht ma Nutta so janz nebnebei, det Alfred mal wieba da wa. Alfred is eena, der uff die feine Tur jehet, er is Dentist unn kommt imma bloß zu mir, wenna Lange-weile hat. Id jeh davor öftas in seine Stammkonditorei, wobeia sich jeniert. Denn id jeh ins braune Hemde unn er in Lackſchuh.

Na, id denke, stimmt ja, et is ja wieba mal so weit, Alfredn ſchamrot vor seine Bekannte zu machn, jeh man nach Rühlings Konditorei. Id also hin.

Da ſihta schon alleene an een Marmortisch und möchte vor Schred am liebſtn in de Toalette wegn. Also er jeniert sich — ſiehe Braunhemd unn Lackſchuh — is ſonſt aberſt janz nett, bloß ebn die Leute, nich, unn er is ebn vor det feine. Id laß ihm den Schredn so richtig ausloſtn unn jeh janz lanſſam von Tiſch zu Tiſch, wo id übaall Bekannte zu ſihn habe, die noch nich feina ſind als Alfred.

Alfred machtn ſäualichet Geſichte, erholt sich aberſt raſch. Id verjöröſa noch mal raſch ſein Schmerz, indem bettidn uff de Schulta kloppe und laut ſage: „Jutn-abnd, Traum meina Nächte!“ Det is ihm zu unſein.

Na, wir untahaltn uns, bald komm noch zwee Bekannte zu, unn da habn wa janz nett azeht.

Id trinke mein Kaffe, da ſacht eena: „Eijntlich ne Schande, det mit jedn Troppn automatiſch wat an Dawes jezahlt wird!“ „Ja“, meent ſein Nachbar, „wir habn Schuldn unn wiſſn nich wie.“ Alfred fracht: „Wie kommt det?“

Id ſage: „Weil wa tun, als ob Deutschland een ablija Jardeleutnant is. Der is leiſchſinnich unn hat Jeld vort Spiel unn alle möchliche Menſenke, unn anſtatt ſparſam zu ſind oda Bata an de dike Marie zu zuppn, jehet zum Buchra unn pumpt. 10 Mille, untaschriebn vor 20, 30 Prozent Zinſen. Det jehet ne Weile unn uff eenmal is der Kladderabaſch da. Siehſte, der Leutnant is Deutschland, der Buchra det amerikaniſche Kapital. Anſtatt sich uff die eijnen Jeld-quellen zu beſinnen unn nich koſtſpielje Experimente zu machn, wie ſe hier in Berlin zum Beiſpiel Mode ſind. Erſt pumpnſe, unn nachher jehnſe mitn Hoſn-bodn voll Trundeis.

Du kannſt noch an Kümmeleblettchn denkn. Kommſte da in de Wuhlheide bei ſone Geſellſchaft, jewinnſte erſt, dette schon een pa neue Stiebeln winkn ſiehſt, aberſt denn, haut den Lukas, zahle, dette det alte Geſellſchaftſpiel ausjezeichnet liebn lernſt: Pinke, Pinke Kamm.

Na ja, ſchließlic ſiſſet noch so mitn Baua, der sich wat pumpt, nachne ſchlechte Ernte nich zahl'n kann, unn Haus unn Hof los wird.

Unn kief Dir den Buchra beim Jardeleutnant an, den Kümmeleblettchnſpiela in de Wuhlheide oda den Valeiha beim Bauan, jedesmal iſſet een Jude. Denn

Ich Dir die Ieldjeba von Deutschland an, vooch Iudn, unn der vorjeschobne Mann, der Dawes, det is doch wenichstens een ehemalija Bankdefraudant.

Siehste, Alfred, det haste Dir janich übalecht, wie det is. Du lieft doch so vülle Romane, wo von vaschuldete Leutnants drin vorkommt, da is denn imma der Buchra hintaher, detse keene ruhije Minute habn, siehste, so isset ebn vooch mit uns. Uns jehts wie eem vaschuldetn Bauan, der muß erst mal Teile herjebn. Wat bei den Wald is, wat abjeholzt wird, is bei uns Reichsbahn, die ausjenuht wird, wat bei den die vom Halm vakoofte Ernte, is bei uns Steua uff Kaffee, Ziejaretnn, Zuda, Milch, Bier unn so weita. Unn den Schleppa vor Rummelblettchn machn unsre eijnen Minista unn der Reichstach.

Det is Dawesdeutschland: Jardeleutnant, Baua unn Rummelblettchnspiela. Dawes, det sind die Iroschn von uns.



### 3. Beinah bin ick rinjefalln



orichten Sonntach willid jrade aus de Türe raus, um een biskn det scheene Wetta auszunügn, steht da een langa Kerl, will jrade anfangn eene lange Geschichte zu azehn. Wat, denkid, denn kennste doch? Richtich, der is in RGV. unn hat früha mal in unse StraÙe jewohnt, der kommt nu also bei mir mit de Hand uff. Id sach ihn trogdem, id tete eene Lage schmeign, oba mit wollte. Na, er wollte, weil seine Tur so ziemlich zu Ende wa.

„Seit wann jehstn Türklinn putzn?“ frachidn. „Ach, schon ne ganze Weile. WeeÙte, id bin Teichaffe, aberst det jibt imma bloÙ Aushilfn, unn dauand haste nisch. Bei de Kommune machid nich mehr mit, da krieid nu keene Untastüzung mehr unn außadem bedrohnse jedn Beda, der mir behelt.“

„Warum biste da wegemacht?“ „Ach, da hat ma manchet nich jepaÙt. WeeÙte, im Grunde is man ja imma son biÙkn Militarist, Judnjejna unn so. Bei eene Übung habid jemedat, det wa üban Kriech schimpn unn dabei übn unn det in Rußland uff Das gelernt wird, aschoßn unn so. Na, da hamse mir vatrimmt unn jesacht, id were Gaschist. Du weeÙt, id wollte Dir früha imma mal die Schnauzn voll haun unn hab keen Gaschistn zum Freund jehabt, da hat mir det natürlich furchtba jeerjat. Weilid nu imma alle Widasprüche vorjeseht habe, habnse mir rausjeschmissn unn sogn nu imma: Watte man, Du Achtjroschenjunge, im Winta, wenn wa Revolution machn, denn hengst Du wie jeda andre Burjoa am Laternsahl. Denn hamse mir jede Stellung vamiest, unn id muß secht jehn. Nächste Woche habid aberst so vülle zusamm, wie id wollte, denn jehs tippeln, in de Provinz rin.“

„Mensch, det is Pech, aberst we denkstn Dir det nu so allet politisch?“ „Ach id will jekt erst mal trjndwo Urbeet findn, bettid nich so vülle Platte reihn muß, denn in Friedrichshain iset nachts vadammt kühl, unn denn werbid mal jejn die Kommune abeetn.“

„Na, denn vülle Müd,“ vaabschiedid mir unn bezahl de Zeche, wenn ooch der andre am liebsten noch jeseßn hette.

Nachher treffid mein altn Freund Richard, der ooch Nazi is, unn azehl ihn det. „Du,“ sachta, „det Luba kennid, der hat Dir vor een Vollblutidiotn mit Motorbetrieb jehaltn, der is ja aus unse Dejnd unn spißelt bloÙ. Det hatta beim Stahlhelm ooch schon so jemacht. WeeÙte, er schleicht sich int Vatrauben, wird Mitjlieb inne janz andre Dejnd unn klaut nachher Mitjliebalistn unn watta sonst fricht, hordn tuta außadem noch.“

„Ach Du frichste Mottn“, sachid vor Schred, „uff den werid balde rinjefalln. Gen pa Pötte Bier hatta jekricht unn beinah hettidn ooch noch wat zu essn jekoost. Na Du, Motorbetrieb is nich bei mir, det stimmt nich, sonst hette der sich vor mein Feld schon lange den Bauch volljeschlagn. Junge, Junge, uff so een Mogla werid balde rinjefalln.“

Aberst denn kam mir een feina Gedanke.

Komm Du man, Jungelen.

Det hat der ooch jemacht. Er were noch nich jewandat, hier tetn ihn die Kommunistn nich so genau kenn, unn velleichte kriichte er Abeet.

Na, id ließn rinkomm unn jab ihn Mittach unn Kaffee, unn hintaher bekama sojar noch Konfekt. In die Morübn habid ihm son Abführmittel jeschüttet, wat wa noch zu Hause hattn unn det Konfekt habid extra in de Apotheke jekoost, det wa son Laxinkonfekt oda wie det heeßt.

Denn habidn abjeshobn.

Schon nach fünf Minutn issa wieda jekomm unn hat Sturm jeläut, id habn aberst nich uffjemacht. Ob der sich den Tach wohl jefühlt hat?

Abrijens, wiedajekomm issa nich, der hat Lunte jerochn. Unn id hab ma jefreut, grade weilid beinah rinjefalln bin.

#### 4. Die Rettungsmedallje unnn det Bad vorn Droschn



Id hab schon jehadet, jawoll, jetzt in Merz, vorichten Sonntach, unnn een Droschn habid vor jekricht. Wat, det sloobste nich? Pafz uff.

Da in Hirschjartn, bei die Albatroswerke, is doch Abasehstelle nach eens von die Ausfluchslokale. Na, bei det schöne Wetta steht da ooch eene ganze Pochtsjon Menschn.

Uff eenmal hörid freischn, Jedrengel is da, Uffreijung, eena schreit Hilfe.

Id hin. Richtich paddelt da eena ins Wassa, strampelt unnn schludt.

Keen Was rührt sich.

Na, id denke noch, det wird scheene kalt sind, unnn springe. Brr. Zum Mlud frieje id den Kerl gleich zu packn. Erst mußtichn aberst stufn, so sehr hatta jestrampelt.

Mit Mühe habidn an Land jekricht — et wa een Jude. Wat sollid sagn, teen Deibel hat mir bei die Rettung jeholfn. Alle hattnse Angst vors Naßwerdn, allet wan Judn. Endlich hattidn.

Der eene von die Judn kommt uff mir zu unnn jibt mir, id denke fast, der Himmel stürzt ein, jibt mir een Guffaja: „Das war brav von Ihnen, junger Mann“, orjelta mit sone schöne schmalzje Stimme. Id faß mir aberst gleich, zieh mein Portjuchhee unnn jeb ihm virzich Fennje raus. Janz uffjeredt kiet der ebn richtich uffjewachte Baunslüdte üba die Valschwendung unnn brüllt uff eenmal: „Gott der Gerechte, mein Hut, Gott der Gerechte, mein neuer Hut. Junger Mann, Se habn mein neuen Hut nich mitgebracht, Se müssen mein Hut erlegen.“

Da habid den Bauch voll Zorn jekricht: „Wat willste, Sohn Jakobs? Noch een Ton, unnn id jeb den Droschn zurüd unnn schmeiß Dir wieda rin...“

Denn bin id abjedamft. Hintaher habnse jerufn: „Anerhört!“, unnn der, wo mir den Guffaja jeschentt hat, is mir nachjekomm unnn hat jesacht: „Ich hätte Sie gerne für die Rettungsmedaille eingereicht, aber Ihr freches Benehmen...“

Den Droschn habid nachher een Kriechsblindn jeschentt. Heute habidn Schnuppn. Det is der ganze Afolch vor mir. —

Ja, siehste, det is meine Teschichte von die Rettungsmedallje unnn mein Bad vorn Droschn.



## 5. Erzellenz spricht vor die Jugend

3 d siße in den Lokal, wo de Deutschnationaln öftas tagen, unn warte uff mein Freund Willi. Willi is der Sohn von een Telegrafinspektor, unn seine Mutta hat den Buch zur Höhere, um mir fein auszudrücken, unn hat jesacht, id were keen Umjang vor ihren Jungn, id könnte mir nich benehm. Jetzt wees id ooch, wodrum det wa, id habe nemlich nie „inedije Frau“ jesacht, unn da lechste Wert druff, weil ihr Mann een hōera mittlera Beamta is. Id treff ma trotzdem mit Willin öftas in det besachte Lokal. Unn richtig kommta ooch heute. „Mensch“, sacht, „meine Olle will, dettid zu de Deutschnationaln mal jeh, unn det habid vasprochn. Heute is een Abnd zu Gewinnung von Jugnd, komm mit rin.“ Id wa erst janz zasmettat, unn sacht denn vastört, aberst eindringlich: „Du Ibiot.“ Er nidoppt bekümmat unn merkt det selbst, aberst den seine Mutta rollt ooch velleichte mit de Dogen.

Na, aus Freundschaft jeh id doch mit, nachdem idn erst noch in die Kneifzange von meine Beredsamkeit jenommen habe unn ihn nochmals een bißtn jezeichnet habe, wat mit uns los is, unn wat mit de Deutschnationaln.

Also wir rin.

Id wollte erst raus vor Schreck, aberst denn frinsid. Det wa also der Jugnderbeabnd. 26 Glagn unn siebn Stridstrumpfstrenchnamn. Allet atmet uff, als wir jungn Kerle rinkomm. Der Abnd is jereitet. Id denke noch, den Willi hettste janischt zu sagen gebraucht, denn det merkst, bei den kann die Mutta ruhich mit die Dogn rollen, der jehet nich wieba.

Indem steht eena uff.

„Eure Erzellenz, meine hochverehrten Damen und Herren, meine lieben jungen Freunde („Da meinta Dir mit unn mir ooch!“, flüstrid Willin zu), ich habe die Ehre, Sie im Namen der hiesigen deutschnationalen Ortsgruppe recht herzlich willkommen zu heißen. Seine Erzellenz, Herr Generalleutnant von Sowiso, hat sich gütigst bereit erklärt, das Referat zu übernehmen: Der Nationalismus und die Jugend. Erzellenz, darf ich gehorsamst bitten!“

Erzellenz steht uff. Et wird diskret inde Hende jekloppt. Erzellenz räuspert sich. Erzellenz holt een Fundspapier aus seine Tasche unn fengt an zu lesn.

„Mensch, Willi“, sacht id, „wa habn uns valooft, det is hier nich vor Jugnd, det is vor Erbbeerbnisanwert“, unn will uffstehn; Willi aba helt ma zurüd unn sacht: „Stille, hier jibts Freibier.“

Allet durchbohrt uns mit mißbilligende Blicke. Erzellenz hat sich valesn unn wiedaholtn pa Sehe. Id schlaf halb in.

Uff eenmal donnat der Satz in die Jesnd: „Und so werden wir, die Junggebliebenen, die Jugend leiten, daß sie in späteren Jahren die Geschicke unseres teuren Vaterlandes zu meistern versteht.“ Beifallsjeklatsche.

Id hatte ooch wirklich Trenen in die Dogn — — so habid jrade jehnen jemußt.



Denn sacht der Vorsizende noch, „... und so hoffe ich, daß unsere jungen Freunde, angeregt durch die herrlichen Ausführungen, mit denen Ew. Erzellenz uns eine erhebende Stunde zu verschaffen die Güte hatten, so angeregt worden sind, daß ihnen der Schritt in unsere Reihen nicht schwer fallen wird.“

Willi fricht Angst unn sacht: „Mensch, wir türmen!“ „Keene Angst“, windid ihm beruhijend zu unn frage so janz scheinheilich den Vorsizenden, der mir (id stehe so richtich unjeschlacht da), wohlwollend anliekt, als denkta, watte man uff speta: „Wird denn hier keen Heil uff Hittla ausgebracht?“ Mir habnse rausjeschmissn.

Willis Mutta hat mit de Dogn jerollt.

Id soll nich mit ihn vafehrn.

Id bin keen Umjang vor ihn.



ene Affrejung hat jeherrscht, sachid Dir, eene Affrejung, det ganze Museum am Alex is sozusagn uff Strümpfe jeloofn."

„Wat denn, wat willst, Museum? Du meenst doch nich etwa det Institut zur Vorbereitung von Abeetslosigkeit?"

„Aha, betselbe; Maxe, Du bistn Genie. Du weest imma schon nach ne halbe Stunde wat jemeint is. Ich spreche also vons Museum vor Abnormiteten."

„Hi, hi, hi, Kabinettstüd eene Gundsneese?"

„Richtig, richtig. Also paß mal uff, in den Laden hat eene Dewittaschwüle jelagat, weil der Inhaba von det besachte Niechorjan eene Stinkwut jehabt hat. Du hast ja von det jenehmichte Auflöschungschreibn jehört, wat se von sich jeebn habn, unn siehste, da binid bei jewesn."

Also det wa so.

In een großet Konferenzzimma mit lange schleppende Genstavorhenge habid rinjesukt. Wie id da hin kam? Ach weeste, id strolche da so öftas lang unn laua, ob ma nich een juta Freund zum Tee inladet. Na also, id seh det Zimma unn denke, kief mal rin — — indem kommt uff eenmal wat anjetrampelt, id hinta den een Genstavorhang, Zimma voll von Menschen, id kann nich mehr raus.

Schöneken, sachid mir, det Genstabrett is bequem, wenna nich zu lange quatscht, haltids aus.

Uff eenmal hörid eene achtungsburchbehte Stimme: „Der Herr Chef." Nu schmul id durch die Nize unn richtig, unn richtig, durch die Türe kommt een Niechsolbn mit eene große injerahnte Ansammlung von Genstajlas unn darunta een pa frumme Beene.

Ach Du frichste Mottn, denkid noch jrabe, hier biste richtig. Aberst schon fengta an:

„Meine Herrn, Ich habe Ihn hier her jebetn, um Ihn eene wichtige Situation mitzuteiln. Wie id höre, will det Obavawaltungsgericht det Vabot sein die Nazionalsozialistn als unbejründet uffhebn, unn eene entsprechende Afflerung dazu abjebn. Det kommt natürlich janich in Frage, id habe mir viel mehr dazu entschlossen, mein Vabot selba uffzuhebn, weil wa als Demokratin jebe Partei die Möchlichkeit zu unjestörtes Abeetn jebn wolln. In de Öffentlichkeit macht betn jutn Indrud unn zeucht von unse unparteiische Jerechtichkeit. Weshalb id Ihn jedoch hierherjerufn habe, is det, det Sie Ihre Beziehungen spielen lassn. Ich brauche Zusammenstöße nich bloß mit Kommunistn, sondan mit anstenbje Staatsbürja, damit det Bürjatam bei die Wahlen vastimmt wird, unn Mitteilungen üba Abeetaseindlichkeit, die die andre Seite erjat. Se wissen, meine Herrn, det id hinsichtlich der finanzielln Vörterungen nich schwerhörich bin, richtnse sich da-

nach. Wer die Möchlichkeit vor een neuet Vabot herbeiführt, wird besondas honoriert. Id danke Ihn."

Denn habn Stühle jescharrt unn det Zimma wurde leer. Id aberst raus. Da fracht mir eena so mißtrauisch: „Wo kommen Siedn her?“ „Vazeihne, id hab ma valoofn. Id hab hier anstendje Leute jesucht unn finde bloß l a u t a h o n o - r i e r t e.

Du, Mage, wat jloobste, wat ber jekieft hat."



## 7. Wir pinseln vor die Pinsel

vor die Wahlzeit is ja nu alles hübsch munta jewordn.

Det is een Jehaste unn Terenne unn Jeschiebe. Von Reinhold Wulle üba Westarp bis zu Thälmann is uff eenmal det Betn wieba Mode jewordn.

Wie id jemerkt habe, desse alle wat tun vor ihr Mandat, habid mir jesacht, denn mußte dir noch uff die Beene machn. Vor dir lohntet nich, also vorn Obabanditn. Id sprech mit meine Freunde unn die wolltn det Dings schon besumeln.

Wir jehn also pinseln. Wenn wa abjesagt werdn, machn wa ab, zahl'n wa uff Zeitslupe oda Schnuppn (alle Dognblich een Troppn) unn alle lejn zusamm.

In vier Trupps, zu zwee Mann, sind wa abjetragt.

Id sach zu mein Pinsellamerad: „Hanne“, sachid, „wir jehn uns een Gut uff, det uns die Polente vor harmlos bürjalich helt unn ziehn olle Handschuh an, die lönn wa wegschmeißn unn habn denn reine Gotn, wenn wa se zeijn müßn.“

Also Farbe injerührt, det Töppfn stramm an de Seite jenomm, unn ab durch de Mitte.

Vor eene große Gabrid fangn wa an zu pinseln, schön rot, uff die Gliers vors Portal. Beim zweetn Buchstavn kommt wat. Wir hintan Geila. Aberst et is man bloß een Liebespaar, det nich mal die frische Farbe jesehn hat vor lauta Weltentrüchtheit. Wir habn vor Bajnün jekichat.

Also weita. Wir pinseln uff Akord. So. Die nechste Schrift quer üba die Chaussee, wo den schönstn Asfalt jibt. Trabe habn wa Hittlas Namen jeschriehn, kommt een Lichtschein anjerollt. „Hanne“, meenid, „Topp hintan Boom, Handschuhe aus, Staatsbürja martiern“.

Eene halbe Minute druff heltet Abafallauto bei zwee harmlose Passantn unn jutmütige Staatsbürga, die so recht offnsichtlich mit reene Singa spielen. „Habnse hier nich een pa Leute abeetn jehn?“ „Aaa, die sind vor so Stüda zwee Minutn hier mits Rad abjesahrn.“

Die Schupo ab, unn wir schnell zu Ende jemalt, aberst im Valli fix, fix, unn denn ab.

Id hab mir schon an die Litfassäule bei uns anne Ede von mein Freund vaabschiedet, da sehid noch trabe een Plakat, wo der demokratische Staatssekretter Mayer als Redner anjekündicht is, unn hau da noch fix unn mit Liebe een Hafnkreuz hin. Da hörid uff eenmal son leiset Detrappse hinta mir, breh mir um meine Erbachse, unn seh een Schupo uff Zehnspißn uff mir zutravn, na da bin id velleichte endjüktich abjewadelt mit Parole Heimat.

Nechstn Morjn sacht der eene Wachtmeesta von unsa Wache zu mir: „Sach mal, warum pinselta denn eijentlich?“ „Ach, det vastehste nich. Wir pinseln vor die Pinsel, die imma noch jeistich vakleistat sind. Da jehörste jloobid noch zu.“ „Du“, sachtu son bißn ärjalich unn jistich, „jestan hettid Dir



beinah jesaht"! Rich fülle hette jeseht unn id stoß raus: „Det warst Du also“, aberst id vaschließ noch mal rasch die Brollude, unn tu det falsche Luda nich den Zesalln, detta mir uffschreibn kann.

„Da irrste Dir. Unn weekte, wenn et doch so jewesn were, unn Du werst mir nachjeloofn, denn war det jemein, wo wa doch beede zweeta Klasse sind.“ ??? Er staunt. „Na ja, du Ritta des Eisernen Kreuzes unn id Staatsbürja“, lachid unn bin schon een Endeken weg: „Unn du, übahaupt, bei uns Tante Malch — imma vorsichtig.“

**A**lso, stell Dir vor, neulich Nacht träumst, id were jestorbn. Trade vor de Wahl. Unn nich mal een Reiseswahlschein habnse mir mitjeheb. Wie id nu tieftraurich darüba in mein langet Sterbehemde an die Himmelsleita ran- komme, steht da schon een janja Hümpel.

Wat sollid Dir sogn, selbst jekt noch, wose schon dot sind, kriejnse sich bet Zantn. Da merkst ooch watse sind; een Deutschnationala, een Zentrumsmann, een Demokrat, een Sozi unn enn Kommunist.

Na, id laß mir von nisch bekümmen, spuch in die Hemde, krepel bet lange Hemde hoch unn fang an hochzukletten. Et wa ja een bißn steil, aberst, sachid mir, hast ja dein Lebtag schufn jemußt, unn vor de Bewejung ooch jerne jeabeet, denn wird Dir der Endspurt zum Schluß noch mal janz jut tun.

Nu kiedid mir die Meute, wo unta mir klettat, mal genau an. Der eene hatne schwarzweißrote Rosette ans Hemde, der nechste hatn Kreuz vorne zu baumeln, unn weilet ihn hindalich is, schmeißtat uffn Rüdn. Der nechste hat bet Hemde jebatift mit lauta Frauenbeendn, der Sozi hat sein Mitsliedsbuch untan Arm jeslemmt, unn der Letzte steicht mitne rote Armbinde ruff.

„Na“, denkst so bei mir, „bet is ja bitta. Alle hamse wat besondret, bloß Du bist ins fahle Hemde. Ach Quatsch, wat brauchid sowat schon. Wenn mir der Herrjott ins Herze sieht, denn wirdta schon wissen, bettidn anstendja Kerl wa“. Endlich sind wa obn.

Petrus steht ans Tor, unn nebn ihn Erzengel Gabriel mit sein Schwert.

Petrus jrüht höflich mit sein Heiljenschein unn sacht nich ohne Wohlwolln: „Na, nun sacht mir mal, watta uff Erdn jeleistet habt.“

Uff eenmal, id bleibe bescheiden zurüd, schnattan die Kerls alle uff eenmal los: Der eene hat sein Kaisa unn seine Fahne nie vajessn, der andre hat sein Leblang vor wahret Christntum jekemst, der nechste vor die Gleichheit von allet, wat Menschnantlig trecht, der Sozi sacht stolz, er hette vorn wahren Sozialismus jesochtn unn der Kommunist meent janz fromm unn kess, ohne ihn were bet Proletariat vakomm.

Petrus kietse so janz eijn een nachn andan an unn sacht denn: „So, so. Du also, mein Sohn, hast Kaisa unn Fahne nich vajessn? So? Valeujnet haste sie aberst.

Du hast vorjeblich vort Christntum jekemst, dabei schiebste bet bloß als Ausrede vor Dein Ejoismus, mit den Du techlich jemeinsam mit Marxisten jebet christliche Jesühl dotschlechst.

Vor Gleichheit haste jesochtn?“ herrschta den drittn an, „meinste denn, der Herrjott will übahaupt, bet alles jleich is? Unn denn noch durch sone Leute, wie Du eena bist, Du krummbeinijet karaktavalaustet Jeweche“. Unn durchbohrt dabei mit een vaachtndn Blick.

„Der Nächste da. Du hast vorn Sozialismus jekemft? Bekemft hastn, vaftebste?

Ann Du, wat willst Du denn übahaupt hier? Untn kennste keen Himmel unn hier willst Du rinschmuggeln? Det Proletariat were ohne Dir vakomm, meinste. Wat heest det? Nur Eure Abeetsbrüda habta niedajeschlagn, weila ních Proletaria, sondan Lumpn seid.

Ann nu Marsch, runta de Himmelsleita, hier obn is keen Platz vor Euch Betrüja!

Mensch, sind die jeloofn.

Denn kiesta ma freundlich an: „Wat hast Du denn zu sagen, mein Junge?“

„Id habe von meine Führer jelernt: „Liebe Deutschland über alles und Deinen Nächsten mehr als Dich selbst“, danach habid mir, so schweret ooch oft wa, zu richtn vakucht, unn unsa herrliche Führer wa mein Vorbild.“

„Junge“, sacht der Alte jerührt, „Du bist ehrlich, komm rin.“

Ann denn habid vor den jütijn Blic des lieben Jottes jestandn.

**A**lso id fahr zu mein Bruda an de Ostsee.

Der hat da ne janz schöne Stellung unn hat ma injeladn bei ihn een pa Tage zu vabringn.

Na, id hab ma ooch dazu entschlossen unn ihm jeschrieben: „Rostod kann Flaggnschmud anlejn, laß man Dirlanbn flechtn un sach den Bürjameesta, er soll seine Amtskette schöne sauba jepuht habn, wenna mir emfengt.“ Dabrauf hat der Otto, wat mein Bruda is, jeantwort, seine Schwiejamutta tete eene Dirlande an de Türe nageln unn een Tassenkopp vor mir sauba puht, wejn den übrijn Empfang wollta noch mit de Stadt vahandln; im übrijn schickt det Fahrjeld, un id sollte man Dezuuch fahrn.

Is jerigt, hab id jebacht, det Jeld injestochn, Koffa jepadt, zum Stettina Bahnhof jemacht unn mir an de Sperre anjestellt.

Natürlich, et gibt doch keen reenen Denuß uff diese schöne Erde! Id steh mit mein Abzeichn unn warte uff Durchlaß, damittid wien Mitslied von een Sturmtrupp üban Bahnsteich uffn Edplatz saun kann, da baut sich nebn mir een Jude uff. Nichtich son Tiep wie Deorch Bernhard. Wie der det Hakenkreuz sieht, machta bußliche Bemerkungen. Quatscht wat von Teutonenirrsinn, det Dummheit imma noch nich ausjestorbn is, unn det in München Ibiotn jezüchtet werbn. Id höre mir det bloß een Dognblid mit an unn sage denn laut: „Gui Deibel, wat stinkt denn hier so (dabei kiefst nach de Seite) — ach so, Plattbeene“. Der Jude is uff eenmal mußmäuschenstille. „Id weech nich, jekt kommen die Wannseefalmüdn schon nach de Ostsee, um da ihrn Dred loszuwerbn.“ Da faucht der Jude los: „Herr, wen meinen Sie damit?“ Id jrins: „Velleichte ziehnse de Stiebeln aus, denn wern wa det gleich habn“. „Herr, Sie habn mich beleibicht, ich werde Sie verklagen, Ihren Namen bitte.“

„Sie sind woll janz von Gott valassin, habn Sie sich velleichte schon vorjestellt? Det merknse sich übahaupt, uff Reisen fleje id keene Bekanntschafft zu machn, unn aus Prinzip vafehrid bloß mit Deutsche. Eens möchtid Ihn aberst noch zum Abschied sagn: Dantse Ihrn Herrnjott, bettid vorhin in Reifestimmung wa unn Ihn vor Ihre Preatbußlichkeiten keene jewinkt habe, sonst bettnse jekt nich bloß Plattbeene, sondan ooch ne injebeulte Rübe.“

Indem wird de Sperre uffjemacht, id sause mit mein Koffa los, er drengt sich vor, kriecht eens jejn det Schienbeen, ooch andre, die dabei warn, jebn ihm janz zufellich een pa, betta een Ende retiriert. Nachher issa zweta Klasse jefahrn, wie id jesehn habe, wahrscheinlich uff unse Kosten, denn wien Schieba hatta ausjesehn.

Nischtabnend sihid uff mein Genstaplaß, wer kommt uff eenmal rin? Eene keene Jüdin. Sigt mir frabe jejnüba.

„Ach Du krichste Mott“, stöhnid, „det hat ma frabe noch jesehlt.“ Die is ooch gleich janz mobil. Stöht mir mits Knie an unn wartet druff, bettida wieba



stoße. Id steh uff, tret ihr aus Basehn uff de Pedale unn jeh raus, um mir een Bißtn uffn Gang den Erja zu vatretn.

Als id wieda rin bin, frachtse mir ganz harmlos nach mein Abzeichn: „Was ist denn das?“ „Det is een Abzeichn vor Judnjejna“, antwortid kurz. „Ach wie interessant“, tutse astaunt, lechelt liebenswürdig unn biet ma ne Banane an. Id danke natürlich vor unn denke, det Abteil is voll, wirste mal losredn. Also lejid los, det ganze Abteil hört vooch zu, det Meechn rutscht unbehaglich hin unn her, vasucht ma zu untabrechn, kann aberst bi mir keen Descheft machn, weilid nu mal ebn in Fahrt bin.

Na sacht die Jüdin ganz keen: „Sie machn uns Judn so schlecht, und dabei habn wir uns doch so nett untahalt’n.“ „Nee, mein Grollein, Sie alleene sind vielleicht ganz simpatisch, aberst Sie uffn Hausn sind fürchtalich. Jeda Deutsche kennt bekanntlich een anstendijn Judn, da mühtet von die Sorte also sechzig Millionen jebn, et jibt aberst bloß zwee, unn die jenüjn vorn Hausgebrauch, aberst jründlich.“

Trabe helt der Zuch in Güstrow. Meine Jüdin steicht frustlos aus. Gena kiest ihr nach: „Ach, die steicht in Nebnwagn ein!“

Wie die raus wa, wurdet jemütlich, wir habn jesungn, wir warn allet bloß Deutsche.



rollein Pullmann, Se sind doch beiti Presidium ant Telefon, wat sagnse denn zu de Morduntaschung wejn unsan Rüttemeyer?"

„Ja, hm, wat sollid sagn? Da wird ne Konferenz jewesn sind ins Presidium. — Unjesehr so:

„Wat is der Amorte vor eena? Nationalsozialist? So, irade nach de Hittlavasammlung? Aha. Höchst merkwürdich. Holnse mir mal de Presse her, Herr Kommissar. Mal sehn. Ach, hier steht ja im „Vorwärts“, nur einige Trupps zogn zum Sportpalast. Unn „Rote Fahne“? Keene Abeeta zu sehn. Aha, aha. „Vossische Zeitung“? Allet Neujerise. So, so. Abaall steht, det die Rede nisch neuet bot. Meine Herrn: Selbstmord aus Enttäuschung!

Wie meinse? Velleichte noch Trunkheit? Jewiß, wenns paßt, doch besoffn.“

„Pullezeipresidium.“ „Hallo. Hier Sowiso. Wer is dort bitte? Ja, Herr Kommissar? Sie wern nich recht schlau daraus? Sie müßn schlau draus werbn, id hab Ihn doch schon jesacht, wie det Ding looft. Schläjerei? Überfall? Na ja, hm. Ach, det is doch einfach. Im Soff provoziert. Die Erdarbeeta ham sich jewehrt. Wat, Autodroschke? Hat Sie janich zu intressiern. Fraun habn wat jesehn? Id will Ihn wat sagn, Herr Kommissar, Se habn noch vills zu lern. Als Pullezist gibst man wat uff Reellitett unn nich uff Weibaschwaß.

Wie meinse? Nasnbeen? Na schön, denn ebn Ohnmacht.“ —

„Pullezeipresidium.“ „Hallo, hier is Sowiso. Wer is da bitte? Ja, Herr Kommissar? Det klappt nich mit die Unfallstelle, wejn det Brüdunjelenda? Pagnse uff, jehnse 150 Meta weita. Ja. Da is doch keen Jelenda? Na jehnse. Scharfn Blied, mein Lieba. Jawoll, da issa rinjestürzt; Blutvalust, Benommenheit. Een slatta Unslücksfall. Obduktion wird det selbe ajebn, velleichte sprechid noch mit den Arzt. Machnse so weita, Herr Kommissar.“ —

„Pullezeipresidium.“ „Hallo, hier Sowiso. Wer is da? Ja, id höre. Ja? Wat, Belohnung? Kommt nich in Frage, vabietid janz entschiedn. Sollnse keene Vasammlung machn, nachher looft keena alleene nach Hause. Wat schreit die nationale Presse? Keene nechtliche Sichabeit? Na, an bürjaliche Passantn vajreift sich keena. Also kurz unn jut, id vabiete ne Belohnung. Jehd uns janisch an. Wir habn von Anfang an Unslücksfall jesacht, unn dabei bleibtet. Öffentlichteet? In drei Tagn denkt keena mehr dran, unn die habn keene Presse. Behaltnse von die Bahastett zwee Mann, det jenücht. Vor Ihre Duflichteet könnse ruhich een bißkn brumm. Wir habn jenuch Cerja jehabt, bloß weil die Faschistn son Jeschrei machn. Ekelhaft, wie vills Lerm sone Leichnache macht.“ —

„Pullezeipresidium.“ „Hallo, hier Sowiso. Wer is da? Ach so, ja. Nu, was gibts? Ach Gott ja, imma noch die blöde Sache, na wat is nu? Die habn selbst Belohnung ausjeseht? Sollnse, wir habn keen Intresse dran. Wat, die wolln plakatiern? Gibts nich, det is denn ne Kritik an der Pullezei, die wa nich jewillt

sind, uns bietn zu lassn. Nein, nicht zu duldn. Unsre Beamtn habn korrekt unn zuvaleessich jeabeet, da jibs keene Kritik. Det wer ja noch schöna. Also handlnse danach. Schön, schön, jawoll, jawoll, emfehlse mich Ihra Frau Gemahlin. Danke, danke, uff Wiedersehn. Schluß."

So schilbat Frollein Pullmann die Telefonjespreche.

Hat die Fantasie, wat?

## 11. Von Würstchen zu de Ziggessenerale



orichte Woche wa doch in de Müggelberje een Betrieb, als wenn da ne Hitlabasammlung jestijen were. Na, et war ja aberst bloß jroße Robelei mit Zusehn.

Nu is zufellich Kalle Rehbinde, der an sone Tage imma als Wurstmage jeh, frant jeworbn, unn weila mir öftas jefellich is unn och ne Wurst spendiert, habidn vatret.

Id stell ma also zwischn Müjjelturm unn Bismardwarte uff, wo der Wech nach Teufelsee runtajeht. Die weiße Mütze uffn Kopp, den Kochapparat ummen Hals.

Id hab ma diebisch jefreut, als uff eenmal een pa Nazis komm unn mir afenn. „Mensch, Orje, Du bist woll unta die Jescheftsinhaba jejangn?“ „Na, det sehta ja, einfach, elejant, jeschmadlos unn ohne Prunk. Id bin uffem Wege zum Burjoa, id vadiene. Eichenlaub stinkt, heeßtet, aberst ich bin wirklich Jeschefts-mann.“ Na, da kaunse schon um mir rum.

Da kommt eena so langsam ran, mit die Hende inde Hosentaschn, als wenna bloß ufft Loshaun wartet, unn schaukelt mit een niedatrechtchen Blic uff mir zu.

„Du bist doch Nazi unn vor die Armen, gib ma mal schnell gratis ne Wurst, aba dalli.“

„Tu mir den eenundzwanzichsten Jefalln unn red nicht Quatsch. Wenn Demlichket weh tete, denn hörnse Dir jekt in Potsdam schrein. Wir sind keen Armenvaein, dazu jibts andre jenuch, aberst wir sind janz unn janich vor Gaule, wie Du eena bist.“ Denn sachid zu meine Parteijenossn, die in eene Hand noch die Wurst haltn unn an die andre schon det Jelenk loda machn: „Det is Messafilipp, Truppnführer in R.G.B., sechs Forstrafn wejn Körperavalezung.“

„Na, denn weekte, weerid bin, wo bleibt die Wurst?“

„Du“, sachid sanft, „laß Dein Messa stedn, ne Tasse Bulliong kannste friejn, aberst hintan Brustlaß jessn, vastehste?“ Dabei hebidn Rastn mit det kochnde Wassa unn komm uff ihn zu, woraufa schnell weggemacht is.

Denn jing det Jescheft in Ruhe. Messafilippn habid am andan Tach uff die andre Straßenseite jesehn unn rübajebüllt: „Merl Dir det elfte Jebot: Laß Dir nie vablüffn!“

Een bida Jude wollte bei mir loofn: „Ne, Sie friejn bei mir nisch. Sie komm mir vor wie een Eskimo mitne blaue Brille, der helt die Eisbeern vor lauta Blaubeern, unn Sie haltn mir vor een Demel, der Ihrn Guffaja braucht. So sehn Sie och jrabe aus, id valoose nur an Deutsche.“ „Sie müßn, sonst zeichid Sie an.“ „Sie, da kennse mir flach, brohen is nich. Unn nu ab. Et wa mir een Festessn.“

Richtich, schon kommt Schupo. „Hörnse mal, olla Freund, Sie beleidjn hier Leute?“



„Vazeihne, Herr Jendarmerieoberst, id höre imma wat von Beleidjung?“

„Ja, ja, Sie beschimpfn Leute als Nichtdeutsche, ich muß Ihn feststellen, Sie heeßn?“

„Orje.“ „Wohnung?“ „Berlin-Immatreu.“ „Am Schlesch Bahnhof?“ „Ne, jan3 Berlin is doch jetzt schon Babrechavirtel.“

Kurz unn jut, von Würstchn kommid üba een Judn wieda mal zu de Tiggesjenerale. Na, sone Scherze is man heute ja jewöhnt.

**S**ach ma, Ede, wat schenkste Deine Jungs zu Weihnachten?", frach ich Ede Krüjer, wo id von früha her kenne, unn der zweeta Vorsighnda ins Reichsbanna is.

„Na“, sacht, „vor dem Troßen een Steinbaulastn unn ne Flöte, vor dem Kleen een Leddibern unn een schönet Bildabuch vom Rhein unn so.“

„Schöneken“, antwortid ihn janz harmlos, „denn wer id die Jungs schenkn, also . . . (id wa bei Eden injelabn jut Fest trotz die politischn Vaschiedenheitn, weil wa ebent imma noch zusamun janz nett vafehrn), also Karlen, wat der Troße is, Karlen, den werid ne Pochtsjon Bleisoldatn schenkn, unn Friße, der Kleene, fricht ne Trommel, da kanna Soldat mit spieln.“

Wie id det noch nicht richtig ausjeredt habe, da, also id trach orntlich een Schred davon, springt Ede in de Höhe unn brüllt mir an: „Du bist woll janz von Gott valassn?“ Id will jrade noch antwortn: „Laß bitte den liebn Gott auf Spiel“, da tobt schon weita: „Id hab den Samen des Friedensjeistes in die garten Hirne jepflanz. Se sind untarichted von die Kriechschulb von Willem unn det Vorkriechsdeutschland, un det wa jutmachn müßn vor alle Zeitn; selbst der fünfsehrje Friße weest, det die deutsche Pulletik zum intanationaln Weltfriedn führt, unn nu kommst Du mit Mordinstrumente unn willst allet vaderbn, wat mühsam uffgebaut is, det is jewissnlos . . . „Ja, mein Lieba“, lechle id unn meene schlicht unn einfach: „Dir hamse woll mitn Kammabeutel jepubat?“ Er aberst lezt sich janich untabrechn unn wird imma lürißha.

Dezt steicht ma der Erja doch hoch unn id seß ihn janz ruhich ausnanda, wat man so wissn sollte von Freiheit unn Brot unn Raum, unn det wa je wehrlosa, je rechtlosa sein tetn. Er awidat bloß mit son Friedensquatsch, unn Quibde hettense jekt jenobelpreist in Norwejn, die janze Welt akennte det an, drum müßte die janze Welt jejn jede Waffe unn jedn Soldatn kemfn, seine Kinda solltn nischd mit Menschnschlechterei zu tun habn.

„Hör mal, Ede“, wirfid nu ein, „id bin ehrlich ajriffn“ (Ede horcht jleich freudich auf), „det Du son jutmütja Kerl bist, aberst jutmütich is dumm, damit bettes weest.“ Da donnat Ede, der als zweeta Vorsighnda sich doch nach wat vorkommt: „Det sind Unjurien. Id kündje Dir die Freundschaft. Meine Kinda solln nich vadorbn werd. Sie komm ma nich mehr in mein reinet pazifistisches Haus, Herr!“

Id schüttle bedauand den Kopp unn jrinsje freundlich zum Abschied: „Ede, bette doof bist, habid heute in aschüttande Tröße jemerkt, aberst det jibt sich, uff meine Kofstn kriichste jekt öftas unse Zeitungn zuleschidit, da kannste wat aus lern.“ Und id jing. —

Abrijens, wenn der wüßte, det seine Jungs een pa mal die Woche bei mir Soldat spieln.

Im

# Verlag Frz. Eher Nachf., München 2, NO

erschienen:

**Mein Kampf**, von Adolf Hitler, 2 Bände in einem Band.  
Volksausgabe. Ganzleinen. RM. 8.—.

**Das Volksbuch vom Hitler**, von Dr. Georg Schott.  
In Pappband gebunden RM. 5.—.

**Die Geheimnisse der Weisen von Zion**, von Gottfr. z. Beel.  
Brosch. M. 1.—.

**Gold oder Blut**, Der Weg aus dem Chaos, von D. Bangert.  
Leinen RM. 4.—, kart. RM. 3.—.

**Deutsche Revolution**, von D. Bangert.  
Leinen RM. 6.—, kart. RM. 4.50.

**Erdenweg**, Begegnungen und Gesichte. Gedichte von Otto Bangert.  
Preis geb. RM. 3.50, kart. RM. 2.50.

**Deutschlands Auszehrung von Versailles bis Genf**,  
von Dr. H. Buchner. Geh. 50 Pf.

**Dämonen der Wirtschaft**, von Dr. H. Buchner.  
Leinen RM. 4.50, kart. RM. 3.—.

**Dietrich Eckart: Ein Vermächtnis**.  
Herausgegeben von H. Rosenberg. Leinen RM. 6.—.

**Der Bolschewismus von seinen Anfängen bis Lenin**,  
von Dietrich Eckart. Geh. 70 Pf.

**Die jüdische Weltpest**, von Herm. Esser.  
Preis RM. 1.50.

**Michael**. Ein deutsches Leben in Tagebuchblättern. Roman.  
Von Dr. J. Goebbels. Ganzleinen RM. 6.50, kart. RM. 5.—.

**Das Buch Idior**. Ein Zeitbild voll Lachen und Haß.  
Von Dr. J. Goebbels und Mjoelnir. 4. Auflage. In Ganzleinen  
gebunden RM. 4.50, kart. RM. 3.50.

**Der unbekannte S.-A. Mann**. Ein guter Kamerad der Hitlersoldaten.  
Mit Aufsätzen, Gedichten und Bildern von \*\*. Gebunden RM. 3.50.

**Die zweite Revolution**. Briefe an Zeitgenossen. Von Dr. Goebbels.  
64 Seiten. Kartoniert 80 Pf.

**Adolf Hitler und seine Bewegung** im Lichte neutraler Beobachter  
und objektiver Gegner. Geh. 30 Pf.

**Katholische Kirche und Judentum**, von Dr. theol. J. M. Kosler.  
Kart. RM. 1.—.

**Deutsche Westwanderung**. Eine kolonialpolitische Studie von  
Dr. W. Runtz. Geh. RM. 5.—, kart. RM. 3.50.

Im

# **Verlag Frz. Eher Nachf., München 2, NO**

erschienen:

**Die Hohenzollern und die Freimaurerei**, von H. Müller  
v. Hausen. Preis RM. 1.—.

**Die altpreuß. Logen und der Nationalverband Deutscher  
Offiziere**, von H. Müller v. Hausen. Preis RM. 1.—.

**Die Geschichte eines Hochverrätters**, von Hauptmann a. D.  
Ernst Röhm. Leinen RM. 8.—, brosch. RM. 6.—.

**Ernstes und Heiteres aus dem Butschleben**,  
von M. von Rißlinger. Ganzleinen RM. 3.—.

**Der Heinesprozeß**. Ein Kapitel deutscher Notzeit. Mit den Bildern  
der „Angeklagten“ und Verteidiger. Kart. RM. 2.—.

**Der Zukunftsweg einer deutschen Außenpolitik**,  
von A. Rosenberg. Umfang 154 Seiten. Kart. RM. 2.50.

**Die Klassenkampftheorie und ihre Widerlegung**,  
von Dr. Walter Schmidt. Kart. RM. 2.50.

**Der Weltverschwörerkongreß zu Basel**, von A. Rosenberg.  
Um die Echtheit der zionistischen Protokolle. 48 Seiten. Geb. 50 Pf.

**Der Sumpf**. Querschnitte durch das Geistesleben der November-  
Demokratie. Von A. Rosenberg. Kart. RM 3.50.

**Der Nazi-Sozi**. Fragen und Antworten für den Nationalsozialisten.  
Von Dr. J. Goebbels. Preis 25 Pf., 10 Stück RM. 2.—.

**Die verfluchten Salenkreuzler**. Etwas zum Nachdenken. Flugschrift  
von Dr. J. Goebbels. Preis 25 Pf., 10 Stück RM. 2.—.

**Moderne politische Propaganda**, von G. Stark.  
Einzelpreis 25 Pf., 10 Stück RM. 2.—.

**Kampf dem Marxismus**, von Dietrich Klagges.  
Einzelpreis 25 Pf., 10 Stück RM. 2.—.

Ausführliches Verlagsverzeichnis auf Wunsch kostenlos!



# Nationalsozialistische Bibliothek

Herausgeber: Gottfried Feder, M. d. R. / Verlag Frz. Eher Nachf., G. m. b. H.  
München 2, NO

Bisher erschienene und noch lieferbare Hefte:

- |          |  |  |      |
|----------|--|--|------|
| Hest 1:  | Das Programm der N. S. D. A. P.                                  | Von Gottfr. Feder, 52 S. RM.                               | — 60 |
| Hest 2:  | Die Herrschaft der Börse.  | Von Friz Reinhardt . . . . .                               | — 60 |
| Hest 6:  | Die Dawesbahn.   | Von Dr. H. Buchner . . . . .                               | — 50 |
| Hest 7:  | Der Dawespakt. Nach dem Originaltext. Mit Kommentaren.           | Von Dipl.-Ing. G. Feder. Kart. RM. 2.—, gebunden . . . . . | 3.—  |
| Hest 8:  | Die Wohnungsnot und die soziale Bau- u. Wirtschaftsbank.         | Von Dipl.-Ing. Gottfr. Feder . . . . .                     | — 60 |
| Hest 9:  | Freimaurerische Weltpolitik.                                     | Von A. Rosenberg . . . . .                                 | — 90 |
| Hest 10: | Nationalsozialistische Gemeindepolitik.                          | Von R. Fiehler . . . . .                                   | — 90 |
| Hest 11: | Die sozialkapitalistischen Konsumvereine.                        | Von Dr. H. Buchner . . . . .                               | — 80 |
| Hest 12: | Grundlagen einer deutschen Wehrpolitik.                          | Von Oberst Hierl . . . . .                                 | — 60 |
| Hest 13: | Warenhauspolitik und Nationalsozialismus.                        | Von Dr. Hans Buchner . . . . .                             | — 90 |
| Hest 14: | Der Young-Plan in 67 Fragen u. Antworten.                        | Von Dr. A. Pfaff . . . . .                                 | 1.20 |
| Hest 15: | Bauernstand und Nationalsozialismus.                             | Von Joh. Dörner . . . . .                                  | — 90 |
| Hest 16: | Grundriss einer nationalsozialistischen Volkswirtschaftstheorie. | Von Dr. Hans Buchner . . . . .                             | — 70 |
| Hest 17: | Nationalsozialismus und Landarbeiterschaft.                      | Von Friedrich Hildebrandt, M. d. L. . . . .                | — 60 |
| Hest 18: | Die Presse als Machtmittel Judas.                                | Von Anton Meister . . . . .                                | 1.—  |
| Hest 19: | Unser täglich Brot. Lebensfragen der Landwirtschaft.             | Von H. Schneider . . . . .                                 | 1.—  |
| Hest 20: | Die politischen Parteien und ihre Sünden.                        | Von H. Weberstedt . . . . .                                | — 90 |
| Hest 21: | Nationalsozialismus und Technik.                                 | Von Peter Schwerber, Bonn . . . . .                        | — 90 |

Weiterhin sind folgende Themen in Aussicht genommen:

- |   |  |
|---|--|
| Die Organisation der Partei             | Die politischen Parteien                 |
| Die Parteigeschichte                    | Finanz- und Steuerpolitik                |
| Die Führer und Helden der Bewegung      | Die Industrie                            |
| Die Judenfrage                          | Beamtenfragen                            |
| Nationalsozialismus und Recht           | Gewerkschaftsfragen                      |
| Handwerk und Gewerbe                    | Erziehung und Bildung                    |
| Die Weltfinanz                          | Angestelltenfragen                       |
| Brechung der Zinsknechtschaft           | Weltpolitik                              |
| Die Arbeiterbewegung                    | Deutsche Politik                         |
| Marxismus und Kommunismus               | Rassenfrage                              |
| Lösung der sozialen Frage               | Soziale Fürsorge                         |
| Die Geschichte des deutschen Zusammen-  | Köpfe der deutschen Revolution           |
| Die Wirtschaftskrise [bruchs            | Die Inflationsverbrechen und die Aufwer- |
| Altersversorgung, Rentner und Kriegsge- | Siedlung und Bodenreform [tung           |
| Außenpolitik [schädigte                 | Der Deutsche Staat auf nationaler und    |
| Handelspolitik                          | sozialer Grundlage                       |

Mit dieser Aufzählung ist der Aufgabenkreis, den sich der Herausgeber und der Verlag gestellt hat, keineswegs erschöpft, ebensowenig ist die Reihenfolge bindend. Aktuelle und für die Propaganda der nationalsozialistischen Bewegung besonders wichtige Hefte werden in erster Linie erscheinen.

**Preis der in zwangloser Folge erscheinenden Hefte 50—90 Pf., Doppelhefte entsprechend mehr.**

Bestellungen auf die Nationalsozialistische Bibliothek oder auf einzelne Hefte werden von jeder Buchhandlung und vom Verlag entgegengenommen.

Ein kunstphilosophisches und staatspolitisches Werk!

# Der Mythos des 20. Jahrhunderts

Eine Wertung der seelisch-geistigen  
Gestaltenkämpfe unserer Zeit

Von Alfred Rosenberg

Aus dem Inhalt:

1. Buch: **Das Ringen der Werte:** 1. Rasse und Rassenseele. 2. Liebe und Ehre. 3. Mystik und Tat.
2. Buch: **Das Wesen der germanischen Kunst:** 1. Das rassistische Schönheitsideal. 2. Wille und Trieb. 3. Persönlichkeits- und Sachlichkeitsstil. 4. Der ästhetische Wille.
3. Buch: **Das kommende Reich:** 1. Mythos und Typus. 2. Der Staat und die Geschlechter. 3. Staat und Volk. 4. Das nordisch-deutsche Recht. 5. Kirche und Schule. 6. Ein neues Staatssystem. 7. Die Einheit des Wesens.

Wir haben zwar manchen Versuch einer Zusammenschau erlebt. Aber die Männer, die dies unternahmen, blickten noch rückwärts, hingen noch unbewußt einem liberalistischen Zeitalter an. Hier wird der Entwurf für das Abfassen einer neuen Weltgeschichte unternommen, indem die seelisch-rassistischen Werte auf allen Gebieten bloßgelegt, das Zeitliche von den urewigen Gesetzen des Blutes geschieden wird und sich somit eine ganz neue und doch — einmal erlebt — unverwandte Schau öffnet. Wie jedes starke Bekenntnis wird auch dieses großes Werk leidenschaftliche Bejahung und leidenschaftliche Verneinung erfahren. Sich mit ihm auseinanderzusetzen aber wird eine große seelische Bereicherung für jeden Deutschen bedeuten.

Ein Lebensquell für jeden ringenden Deutschen unserer Tage!

Umfang 670 Seiten. Preis gebunden M. 15.—, broschiert M. 13.—.



Hoheneichen-Verlag

München 2, NO

Thierschstraße 15

Jeder, der mit dem seit 1918 am Staatsruder befindlichen System des Marxismus, der Demokratie und des jüdischen Geldsacks unzufrieden ist, der lese und verbreite ständig die Blätter der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung

In unserem Verlag erscheinen nachstehende Blätter:

**Tageszeitung**

## **Völkischer Beobachter**

Herausgeber Adolf Hitler

Zentralorgan der N.S.D.A.P.

Beilage „Der G.A.-Mann“

Reichsausgabe, Bezugspr. monatl. M. 2.90

Bayernausgabe, Bezugspr. monatl. M. 3.15

Berliner Ausgabe, Bezugspr. monatl. M. 3.15

zuzügl. 36 Pf. Postzustellgeld. Einzel-Nr. 20 Pf.

**Wochenzeitung**

## **Illustrierter Beobachter**

Die Bilderzeitung des Nationalsozialisten

Laufende aktuelle Bildberichterstattung aus

aller Welt und der nationalsozialistischen Be-

wegung. Politischer Wochenpiegel aus der

Feder Adolf Hitlers / Bezugspreis monat-

lich 80 Pfennig zuzüglich 6 Pfennig Post-

bestellgeld / Einzelnummer 20 Pfennig /

**Monatsschrift**

## **Nationalsozialistische Monatshefte**

Wissenschaftliche Zeitschrift der N.S.D.A.P.

Herausgeber Adolf Hitler

Schriftleitung Alfred Rosenberg / / /

Bezugspreis vierteljährlich M. 2.40 zuzügl.

6 Pf. Postbestellgeld / Einzelnummer 80 Pf.

Probenummern obiger Blätter kostenlos vom

**Verlag Frz. Eber Nachfolger**  
G. m. b. H. München 2, NO